Heft 1.

Bibl. Hohehm

DER KAMPF UM DAS DEUTSCHTUM

Südafrika niederdeutsch!

Von

Fritz Bley.

München, 1898.

Verlag von J. F. Lehmann.

Herausgegeben vom Alldeutschen Verbande.

Einzelpreis Mk. 1.—; Vorzugspreis bei Abnahme der ganzen Reihe 80 Pfg.

Für Schul- und Vereinsbüchereien,
Für Offiziers- und Regimentsbüchereien vorzüglich geeignet.

Der Kampf um das Deutschtum

betitelt sich ein neues im Auftrag des Alldeutschen Verbandes von der Verlagsbuchhandlung von J. F. Lehmann in München herausgegebenes Werk, das in 20 monatlich erscheinenden Heften, die jedoch auch einzeln käuflich sind, zur Ausgabe gelangt.

Im „Kampfe um das Deutschtum" schildern bewährte Vorkämpfer des alldeutschen Gedankens in übersichtlicher und erschöpfender Weise die Lage des Deutschtums auf der ganzen Erde. Die geschichtliche, volkswirtschaftliche und politische Entwickelung jeden Landes kommt in anziehender Weise zur Darstellung.

Zum ersten Male wird hier in zusammenfassender Weise über alle deutschen Siedelungen auf der ganzen Erde berichtet und Mittel und Wege angegeben, deren diese Glieder unseres Volkes bedürfen zu gedeihlichem Fortbestande und kraftvoller Weiterentwickelung.

1. **Einleitungsheft:** Die Weltstellung des Deutschtums von Fritz Bley. 80 Pfg. Einzelpreis. 60 Pfg. Vorzugspreis.
2. **Deutschnationales Vereinswesen.** Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Nationalgefühls von Dr. G. Schultheiß. Mk. 1.20 Einzelpreis; Mk. 1.— Vorzugspreis.
3. **Die preußischen Ostmarken** von Christian Petzet. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.20. Einzelpreis; Mk. 1.— Vorzugspreis.
4. **Schleswig-Holstein** von Carl Strackerjan. Mit Karte.
5. **Elsaß-Lothringen** von Reichsgerichtsrat Dr. J. Petersen. Mit Karte.
6. **Böhmen, Mähren und Schlesien** von Reichsrat Karl Türk. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.20 Einzelpreis; Mk. 1.— Vorzugspreis.
7. **Tirol** von H. Nabert.
8. **Steiermark, Kärnten, Krain, Istrien.** Von Prof. Hofmann v. Wellenhof.
9. **Deutschtum und Magyarisierung in Ungarn** von Dr. G. Schultheiß. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.40 Einzelpreis; Mk. 1.20 Vorzugspreis.
10. **Schweiz** von Professor Dr. Hunziker. Mit einer Sprachenkarte. Mk. 1.20 Einzelpreis; Mk. 1.— Vorzugspreis.
11. **Niederlande und die alldeutsche Bewegung** von Fritz Bley. Mk. 1.20 Einzelpreis, Mk. 1.— Vorzugspreis.
12. **Rußland** von F. v. Löwenthal.
13. **Nordamerika.**
14. **Mittel-Amerika,** Bolivien und Peru.
15. **Chile** von Dr. Johannes Unold.
16. **Brasilien und die La Plata-Staaten** von Kolonialdirektor a. D. Sellin.
17. **Süd-Afrika — niederdeutsch** von Fritz Bley. Mk. 1.— Einzelpreis; 80 Pfg. Vorzugspreis.
18. **Asien** von Dr. Neubaur.
19. **Australien** von Dr. Neubaur.

Monatlich erscheint ein Heft:
Preis je nach Umfang durchschnittlich **Mk. 1.20.**

Abnehmer der ganzen Reihe erhalten diese zu einem um 20 v. H. billigeren Vorzugspreise.

Der Kampf um das Deutschtum.

17. Heft.

Südafrika niederdeutsch!

Von

Fritz Bley.

„De Taal is gantsch het Volk."

München.
J. F. Lehmann's Verlag.
1898.

Während der Drucklegung dieser Schrift habe ich eine Reihe von Ergänzungen vorgenommen, zu denen mich ein lebhafter Briefwechsel mit Herrn M. R. Gerstenhauer in Meiningen veranlaßte, der sich sehr eingehend mit den berührten Fragen beschäftigt hat und gleich mir mit vielen Herren in den Burenstaaten Beziehungen pflegt. Ich verfehle nicht, ihm für seine schätzbare Mitarbeiterschaft auch an dieser Stelle meinen verbindlichsten Dank zu sagen.

Königsberg, 1. Juni 1898.

Der Verfasser.

In dem Einleitungshefte „Die Weltstellung des Deutschtumes“ habe ich ausgeführt, wie das Ausbreitungsbedürfnis der heutigen Weltmächte auf unabweisbaren wirtschaftlichen Forderungen erstarkender Völker beruht: der nordische Heimatboden bedarf als Ergänzung seines Erträgnisses der heißen Pflanzungsländer, und der Gewerbefleiß des Heimatlandes bedarf dieser von einer meist wenig betriebsamen Bevölkerung bewohnten südlichen Gebiete als Absatzfelder seiner Erzeugnisse. Außerdem aber bedarf das Heimatland für seinen Geburtenüberschuß gesunder Tochterländer in wirtschaftlich unerschlossenen oder zurückgegangenen, mit mäßigem Klima gesegneten Gebieten. Ausbreitungsbedürfnis der Herrenvölker.

Es scheint ein Gesetz zu bestehen — und es wäre verlockend, dieser in letzter Zeit öfters erörterten Frage auch einmal unter dem Gesichtspunkte des Kampfes um das Deutschtum nachzugehen! — daß aus dem kargen und spröden Norden, der großen Völkerwiege, die Erobervölker nach Süden vordringen, wo sie allmählich entarten, niederdämmern und von Neuem ihrerseits durch vom Norden herabdringende Völker ersetzt werden. Die kalten Striche der südlichen Halbkugel sind nicht in gleicher Weise als Jungbrunnen der Menschheit zu betrachten. Vielleicht liegt da der Grund für die Thatsache, daß die große Frage der Nordpolforschung den arischen Teil der Menschheit so viel tiefer, wie die Geheimnisse des Südpoles bewegt.

Zu sittigender Kraft kömen die Vorstöße der nordischen Völker gegen den morschen Süden erst gelangen, wenn diese Völker selbst den Staatsgedanken erfaßt haben und ihr ganzes Volksleben nach gesunden wirtschaftlichen Grundsätzen regeln. Aus dem Mangel an solchem Haushaltungssinne größeren Stiles ging die überschäumende Kraft der Gothen verloren, wie das deutsche Volk der letzten Jahrhunderte seine beste Kraft zu Gunsten seiner Feinde verzettelte.

Wir alle haben es ja, sozusagen am eigenen Leibe, noch miterlebt, wiesehr den Deutschen das Verständnis dafür entschwunden war, welche wirtschaftlichen Aufgaben das deutsche Reich als Vormacht der deutschen Gesamtheit zu erfüllen hat.

Ich denke dabei nicht einmal an die Jammergesellen, die den Nachkommen der Wikinger und Hanseaten die Freude an der See und den Beruf zur Seegeltung verleiden wollen, sondern ich will an den Anfang der deutschen Kolonialbewegung erinnern, um zu zeigen,

wie sehr die großen weltwirtschaftlich treibenden Kräfte der Geschichte dem Verständnisse und Bewußtsein der Deutschen im Laufe der Zeit entrückt waren: selbst in den berufensten Kreisen.

Ackerbauneuländer und Pflanzungsgebiete.

Das Verständnis für die eigentliche Aufgabe der heißen Länder — den Pflanzungsbau und den Austausch ihres Wildwuchses gegen die Erzeugnisse des nordischen Gewerbefleißes — war in den kolonialpolitischen Kreisen Deutschlands so wenig vorhanden, daß einerseits gewisse Kreise die Thäler von Usagara und des übrigen Deutsch-Ostafrikas mit deutschen Bauern besiedeln wollten, andererseits der Deutsche Kolonialverein gegen die Erwerbung und wirtschaftliche Erschließung von Afrika überhaupt als nutzlose Verschleuderung unserer Kraft eiferte.

Man kann heute mit Unbefangenheit über diese Irrtümer reden; denn sie sind längst als solche erkannt. Die unterrichteten Kreise haben dank der gesammelten Erfahrung nun begriffen, daß Ackerbausiedelungen ein Ding sind und die Nutzbarmachung heißer Länder ein ganz anderes. Die Wendekreise bilden, abgesehen von den durch kühle Höhenlagen gegebenen Ausnahmen, im wesentlichen die Grenze zwischen diesen beiden Arten der Ausbreitung der weißen Rasse.

Welche dieser beiden Arten die wichtigere ist, mag dahin gestellt bleiben. Im Laufe der Geschichte hat bald die eine, bald die andere überwogen. Das Bedürfnis nach Ackerbauneuländern ist das ursprünglichere. Es tritt ganz von selbst ein mit der zunehmenden Dichtigkeit des Volkes. Wo der Boden zu enge wird, sendet dies wie die Bienen oder Ameisen seine jungen Schwärme aus, um neue Stöcke seiner Art zu begründen und so die Erde allmählich mit seiner Sittigung zu tränken. Durchaus selbstverständlich hat dabei allen sittlich starken Völkern die Vorstellung innegewohnt, daß sie mit solcher Entsendung ihres heiligen Lenzes nicht nur eine völkische Pflicht erfüllen, sondern sich unmittelbar damit in den Dienst der großen Menschheitsgedanken stellen. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als träte dies Bewußtsein, das den Lebensäußerungen der antiken Völker ihren durch die Geschichte strahlenden Schimmer verlieh, zurück bei Handels- und Pflanzungsneuländern. Aber bei schärferem Zublicken erkennen wir sofort, daß die sogenannten Tropenkolonieen — Siedelungen in heißen Ländern — nicht weniger als Ackerbausiedelungen im Gesamtnutzen des Volkes liegen. Denn wenn letztere mehr der überschüssigen Körperkraft der wirtschaftlich zurückgebliebenen Volksklassen ein Arbeitsfeld eröffnen, so sind Siedelungen in heißen Ländern die dankbarsten Arbeitsfelder für die Herrschertugend (sogen. Organisationstalent) des weißen Mannes und jene Summe von ersparter Kraft, die man Geld nennt und ohne die es im Heimatlande keine Blüte von Kunst, Wissenschaft und verfeinerter Sitte gibt. Denn nur starke und reiche Völker können diese Blüte der Sittigung zur Entfaltung bringen. Auch für das ersparte Großgeld erschöpft sich eben schließlich die Tragfähigkeit des Heimatbodens. Wie die überschüssige Menschenkraft drängt auch die überschüssige Geldkraft in die Fremde. Und dieser Drang ist nicht weniger, wie die Ansiedelung

von Volksgruppen in Ackerbauneuländern Ansporn zu heldenhafter Lebensbethätigung starker Völker gewesen. Waren es doch die Goldschätze Ofirs, die König Salomos kühne Seefahrer in das Land führten, dessen verfallene Riesenbauten heute der Forschung die dunkelsten Rätsel bieten; waren es doch die Gewürze Indiens, die Vasco de Gama das Kap der Schrecken umsegeln ließen. Da nun die schlaffe Bevölkerung der heißen Länder unfähig ist, ihre Stellung im Weltverkehr richtig zu erfassen, geschweige denn zur herrschenden zu machen, so wird alles Eingeborenenvolk immer und ewig auf die fördernde Leitung der Weißen und auf die Befruchtung ihres Bodens durch das Geld der Weißen angewiesen sein. Die Eingeborenen selbst wissen das viel besser, als man in Europa, in Deutschland mindestens, ahnt. Das Geheimnis aller Erfolge der Europäer in Afrika beruht auf der Erkenntnis dieses „passiven Kolonisationsbedürfnisses." Nicht einmal, sondern hundert Male haben mir die Häuptlinge meiner Station Usungula gesagt: „Wie gut, daß Du jetzt bei uns bist, Herr! Du verstehst alles besser wie wir. Du wirst uns lehren! Sieh dies Haus, das wir gebaut haben. Es ist von unserem Lehm mit den Händen unserer Leute gebaut. Aber Dein Kopf war es, der es so groß und so regelmäßig gemacht hat. Du zwingst den wilden Ochsen zur Arbeit und stiftest Frieden in unseren Bruderkriegen. Früher wollte jeder von uns Herr sein, und keiner war es. Jetzt bist Du Herr. Genug damit! Denn Du bist reich! Du hast blankes Silber und die Karawanen bringen Dir immer mehr, damit Du es unseren Leuten gibst. Früher mußten wir zur Regenzeit von Gras leben und in Lumpen einhergehen. Jetzt haben wir schöne Kleider und blanke silberne Rupinen im Hause, für die wir uns Ziegen und Hühner und Reis kaufen können, wenn uns hungert. Darum sollst Du unser Herr nun sein; denn Du weißt alles zu ordnen, daß es eben und sacht geht, wie der kleine Regen!"

Adelsstellung der Weißen gegenüber den Farbigen.

Es ist klar, welche ungeheueren sittlichen Pflichten aus dieser Adelsstellung den weißen Herrenvölkern gegenüber den Farbigen entspringen. Andererseits ist hier der Punkt gegeben, wo häufig um der sittlichen Forderungen der Menschenliebe willen die eigentliche Aufgabe des herrschenden Volkes verkannt wird, die doch immer die bleibt, in erster Reihe dem eigenen Volke und erst in zweiter Reihe den Eingeborenen zu nützen. Der Missionär sagt: „Gott hat mich nach Afrika gesendet, um die Heiden zu bekehren und ihnen die frohe Botschaft der Bruderliebe zu bringen, nicht um schnödes Geld zu erwerben!" Der Eigennutz des Kaufmannes oder Pflanzers antwortet: „Ich bin nicht nach Afrika gekommen, um Bananen zu essen und die Nigger selig zu machen, sondern um baares Geld für mich und meine Angehörigen zu erwerben!"

Beide haben Unrecht! Der Geistliche wird keinen Neger für Christi Himmelreich gewinnen, wenn er ihn nicht zuvor zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft in dieser Welt erzieht. Und der Eigennutz des Erwerbtreibenden wird sein Ziel verfehlen, wenn

er der Menschenliebe sich entäußert und sein Gesinde schlechter wie das liebe Vieh behandelt. Beide aber haben sie die gemeinsame Pflicht, sich als geistige Vorkämpfer für die Sittigung ihres Volkes zu fühlen und zu betragen; dann nur wird ihr Beispiel erzieherisch auf die Eingeborenen wirken und dem geliebten eigenen Volke in den Augen der armen Halbwilden zu der hohen Stellung verhelfen, die ihm notwendig ist, wenn es als Herrschervolk sich behaupten will.

So hat auch die Besiedelung heißer Länder letzten Endes sittliche Triebfedern, die nicht geringer sind, als die, welche zur Begründung von Ackerbausiedelungen geführt haben.

Im einen wie im anderen Falle ist es der Wunsch starker Völker, sich selbst und die eigene Art durchzusetzen auf dieser Erde.

Die Verteilung der Erde.

Nun wird der Raum auf dieser Erdrinde aber immer mehr vergriffen. Daher das Streben aller europäischen Völker, sich Gebiete für ihre Zukunft zu sichern. Dies ist selbst da berechtigt, wo die erworbenen Gebiete nicht ohne Weiteres sich in blühende Gärten verwandeln lassen. Auch in der Nähe unserer Hauptstädte gibt es viele recht wüste, unbebaute Flächen, auf denen Schutt und Unrat zum Himmel stinken, und für die doch ungeheure Summen bezahlt werden, weil sie Baustellen zu werden versprechen. Sind die Käufer etwa — bei sonst richtigen Voraussetzungen — Thoren? Gewiß nicht, sie sind weitblickende und mutvolle Geschäftsleute!

Oder sind die Engländer etwa gefühlsduselige Thoren? Ich halte sie im Gegenteile für recht geriebene Kaufleute und stoße mit dieser Ansicht wohl kaum auf Widerspruch. Nun wohl, dies englische Volk, das man mit ebensoviel Recht die Römer unserer Tage, wie die Phöniker der Neuzeit genannt hat: das hat es gar wohl begriffen, daß es Pflicht der Selbsterhaltung für jedes Volk ist, ohne Rücksicht auf alle Unbilden des heißen Klimas soviel Tropengebiete mit seiner Flagge zu decken, als es nur irgend bekommen kann. Das Schlagwort von dem „Ellenbogenraum für die angelsächsische Rasse“ ist dort völkisches Glaubensbekenntnis. Des heutigen Englands weitblickendster Staatsmann, Lord Rosebery, hat dieser Anschauung am 1. März 1893 in der Londoner Kolonial-Gesellschaft glänzenden Ausdruck verliehen.

Ellenbogenraum.

„Wir sind verpflichtet“, sagte er, „unsere Ansprüche auf lange Zukunft hinaus zu sichern. Wir haben nicht sowohl zu erwägen, was unser Geschlecht jetzt nötig hat, als was unsere Nachkommen einst brauchen werden. Behalten Sie im Auge, daß die Aufgabe des Staatsmannes nicht lediglich in der Gegenwart, sondern in der Zukunft liegt. Querweg über das Geschwätz der Rednerbühnen und die Parteileidenschaften müssen wir auf die Zukunft der Rasse blicken, deren Vertrauensmänner wir heute sind, und wir würden unsere Aufgabe meines Erachtens schlecht erfüllen, wenn wir uns weigern wollten, unseren Anteil an der Verteilung der Welt zu nehmen, den wir nicht erzwungen haben, sondern der uns aufgezwungen ist!“

Das ist in der Tat derselbe Geist, der ehemals der phönikischen, wie der römischen Eroberkraft das Schwert führte, der die Hamilkar und Cäsar beseelt hat.

Und der ganze Jammer unserer deutschen Geschichte muß uns anpacken, wenn wir mit dieser Rede des Lord Rosebery das berüchtigte Wort vergleichen, das etwa zu derselben Zeit im deutschen Reichstage der Nachfolger Bismarck's sprach: „Uns könnte gar nichts Schlimmeres begegnen, als wenn uns Jemand ganz Afrika schenkte!"

Unsere Aufgaben in Afrika.

Im Gegenteile liegt wesentlich auch auf afrikanischem Boden die Zukunft der deutschen Rasse. Wenn dies im deutschen Volke immer noch nicht verstanden ist, so erklärt sich das aus jener kläglichen Unbekanntschaft mit den wichtigsten Anfangsgründen aller Weltwirtschaft, von der jenes Wort des Grafen Caprivi eine nur zu deutliche Probe bot.

Zum Teile liegt diese Verkennung aller uns in Afrika erwachsenen Aufgaben freilich auch begründet in der hartnäckigen Abneigung der meisten Deutschen gegen die Beschäftigung mit afrikanischen Fragen. So seltsam dieser schrullenhafte Eigensinn erscheinen mag, so unläugbar ist er unserem Volke eingewurzelt und zwar auf Grund einer mehrhundertjährigen Ueberlieferung.

Seltsam, der deutsche Gelehrte nahm sich zur Richtschnur: „vos exemplaria graeca nocturna versate manu, versate diurna!" aber trotz der Inbrunst, mit der er seinen Herodot verehrte, kam ihm niemals der Gedanke, den Thatsachen nachzuspüren, die den angeblichen Fabeln des Herodot und den Erzählungen des Aristoteles von den Zwergvölkern Innerafrika's und den Mondbergen an den Quellen des Nil zu Grunde lagen. Im Gegenteil ist es gerade die deutsche Allesbesserwisserei gewesen, die selbst die im Wesentlichen zutreffenden portugiesischen und holländischen Karten des 16. Jahrhunderts vom Kongo und von den alten Goldländern zwischen dem Sambesi und dem Limpopo in das Reich der Schifferfabeln verwies. Das Endergebnis dieser überklugen Zweifelsucht haben wir bis zur Mitte dieses Jahrhunderts vor Augen gehabt in den Karten von Mittelafrika, in denen es weder Seen noch Gebirge, sondern nur eine große weiße Lücke gab, die alle Welt sich als eine Wüste nach Art der Sahara vorstellte. Freilich sind es in erster Reihe deutsche Forscher gewesen, die das Rätsel der großen alten Sphinx lösten. Aber Krapf's Mitteilungen vom ewigen Schnee des Kenia und Kilimandscharo, wie Rauch's Erzählungen von den geheimnisvollen Bauten in König Salomos altem Goldlande, wie Rohlfs' und Schweinfurths Mitteilungen von der Wassermenge der großen Seen begegneten in Deutschland zumeist jenem überlegenen Lächeln, das unserer Schulfuchserei so allerliebst zu Gesichte steht.

Jenseits des Kanales dachte man anders. Ganz England nahm Burtons und Speke's Mitteilungen von den Quellen des weißen Nil, ja selbst Stanley's Schilderungen von den Riesenfällen des großen Kongo mit einem „Selbstverständlich!" auf. Denn wenn Imer-

afrika eine Wüste wäre, woher sollten denn dann die großen Ströme alle ihren Ursprung nehmen, deren Mündungen aller Welt bekannt waren?

England und Deutschland in Afrika.

Wenn gleichwohl England, nachdem die neuere Forschung den Quellen- und Wuchsreichtum Innerafrika's erwiesen hatte, nicht sofort seine Hand auf diese Gebiete legte, so war die Ursache dieses Zauderns nicht etwa in der Geringschätzung ihres Wertes zu suchen, sondern lediglich darin, daß die Engländer in den anderen Erdteilen alle Hände voll zu thun hatten und daß sie andererseits gar nicht daran dachten, daß man deutscherseits ihnen in Afrika zuvorkommen könnte.

Den deutschen Erwerbungen im Westen und Osten von Afrika sah man in England in einem Gemische von Erstaunen und gutmütigem Spotte zu. Als man aber erkannte, daß die Landratte nicht etwa aus Versehen in's Wasser gefallen sei, sondern allen Ernstes zu schwimmen wisse, brach in England jene Erbitterung gegen uns los, die ja sehr ehrenvoll für uns ist, mit der wir aber andererseits nun auch überall da ernsthaft rechnen müssen, wo der deutschen Art noch ein gewisser Spielraum zur Entwickelung geblieben ist.

In Ostafrika hatte die britische Eifersucht zunächst den Erfolg, uns das halbe bereits erworbene Gebiet zu entreißen. Vom 48° ö. L. an um das Kap Guardafui herum bis zum Rovuma hatte Karl Peters die Küste mit deutschen Ansprüchen gedeckt, und hätten unsere Staatsschreiber ihn gewähren lassen, so wehte heute auf den Sultanspalästen in Sansibar, wie in Uganda die deutsche Flagge. Statt dessen hat die Staatsschreiberei sich in einem Vertrage nach dem anderen das thatsächlich bereits Erworbene entreißen lassen, und das deutsche Volk hat sich in dem Undanke, den es dem Begründer unserer ostafrikanischen Besitzung bewies, abermals als seiner geschichtlichen Aufgabe wenig bewußt gezeigt.

Deutsch-Ostafrika.

Glücklicherweise ist der uns gebliebene südliche Teil von Ostafrika der wertvollere. Die deutschen Grenzen umschließen ein Gebiet von 17,700 deutschen Geviertmeilen, also nahezu doppelt so groß, wie das Deutsche Reich. In diesem Gebiete liegen der Tanganyika-See, der halbe Viktoriasee und die Nordseite des Nyassa. Das wundersame Berghaupt des eisbedeckten Kiliama-Ndjaro sendet seine Quellflüsse gleich sprudelnden Forellenbächen zum Stromgebiete des Pangani, und in den Waldgebirgen von Usagara und Ukami, deren Kuppen an das Salzkammergut und den Harz erinnern, entspringen die wasserreichen Ströme Wami, Lungerengere und Kingani. Der Rufidschi ist bis zu den Panganifällen selbst für Fahrzeuge von 2½ Meter Tiefgang schiffbar und die Küste dieses deutschen Gebietes ist der hafenreichste Teil der ganzen Ostküste von Afrika. Die Bevölkerung, die im Wesentlichen zu den Bantu zählt, ist in ihren einzelnen Stämmen recht verschieden, im Großen und Ganzen wird sie zur Arbeit leicht zu erziehen sein, wenn sie verständig, d. h. mit Gerechtigkeit und männlichem Ernste behandelt wird. Auch in seinen Boden- und Anbauverhältnissen ist das Land sehr verschiedenartig, wie ja schon aus der

Thatsache weitausgedehnter Hochsteppen hervorgeht. So gewaltige Urwälder, wie sie die Bergstöcke von Zeylon und Sumatra bedecken und wie ich sie am Fuße der Kordilleren sah, hat Ostafrika nicht. Aber die Waldgebirge von Usambara, Usagara, Ukami, Ukonde, sowie die Randgebiete des Kilima-Ndjaro eignen sich vortrefflich zu Hochlandpflanzungen, während in den Marschländern der Flußgebiete Zuckerrohr, Tabak, Reis und alle auf solche Gebiete angewiesenen Gewürze und Früchte prächtig gedeihen werden.

Der deutsche Verwaltungseifer ist allerdings über das Ziel hinausgeschossen und hat bisher nicht dazu beigetragen, den Kaufleuten und Pflanzern ihr Dasein behaglich zu machen. Aber es ist doch auch viel Schönes, Gutes und Brauchbares geschaffen. Kurz, es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Deutschostafrika in absehbarer Zeit gegen starken Verbrauch deutscher Erzeugnisse als Rückfracht uns wertvolle Gewürze und sonstige Bodenerzeugnisse senden und dann auch auf das jetzt noch etwas spröde deutsche Großgeld die nötige Anziehungskraft ausüben wird.

Uhehe und Nyassaland.

Daß Ostafrika zur Aufnahme von selbstarbeitenden Auswanderern, Tagelöhnern und Kleinbauern in seinen Tieflandschaften und Gebirgsthälern nicht geeignet ist, habe ich bereits erwähnt. Etwas ganz Anderes ist aber die Frage der Besiedelung der Hochländer von Uhehe und Nyassaland. Seit der Erstürmung von Iringa, der Hauptstadt der Wahehe durch den damaligen Gouverneur von Scheele ist diese Frage nicht mehr aus der öffentlichen Aufmerksamkeit geschwunden. Freilich ist sie auch noch um keinen Schritt vorwärts gekommen, da die Kolonialabteilung zunächst in der üblichen schreibstubenmäßigen Weise durch Anlage von Regierungsstationen die Sache mit der bekannten strengen Wissenschaftlichkeit untersucht. Alle Hochachtung vor dieser Gründlichkeit! Aber es gibt doch Thatsachen, die darum nicht weniger wahr sind, weil sie zufällig noch nicht in den Akten stehen. Zu diesen Thatsachen gehört, daß Uhehe trotz seiner Lage unter 6—8° s. B. ein keineswegs tropisches Klima hat. Vielmehr gleicht dies mit seinen kühlen, oft dem Gefrierpunkte sich nähernden Nächten, dem Klima subtropischer Gegenden. Es darf mit Recht dem Klima des Oranje-Freistaates verglichen werden; jedenfalls ist es nicht annähernd so heiß, wie das von Humpata, wo die eingewanderten Buren sich sehr wohl fühlen.

Es erscheint außer allem Zweifel, daß in Uhehe und ebenso in den Nyassagebieten europäische Feldfrüchte, Kartoffeln, Weizen, Gemüse, Rüben u. s. w. vortrefflich gedeihen werden. Ebenso zweifellos ist, daß Luzern-, Lupin-, Kleesaaten und sonstige Futtergräser vortreffliche Erträge liefern werden, was für die Viehzucht zur weidearmen Zeit von hoher Bedeutung ist. Gleichwohl ist dringend vor der Auffassung zu warnen, als ob diese Länder nun unter den Pflug genommen werden könnten, wie etwa Pommern, Hannover oder selbst wie die Pfalz und Oberitalien! Die deutschen Beamten, die das Land bereisten und mit vollkommenem Rechte seine Fruchtbarkeit preisen, würden

sicher nicht daran gedacht haben, eine dorfsmäßige Ackerbausiedelung von Uhehe nach deutschem Vorbilde zu empfehlen, wenn sie etwas mehr von der Welt gesehen hätten, wie allenfalls zur Manöver- oder Urlaubszeit ein paar wohlbestellte deutsche Rittergüter. Sie kannten nichts, wie die Heimath, als sie Ostafrika und Uhehe kennen lernten; daher ihr Irrtum.

Hätten die Herren sich vor Abgabe ihres Urteiles irgend ein subtropisches Land, mindestens einmal Südafrika angesehen, so würde ihr Bericht anders gelautet haben. Es würde ihnen doch dann als höchst beachtenswerte Thatsache aufgefallen sein, daß südlich des Gleichers in Afrika von Ackerbau, d. h. von Körnerbau im europäischen Sinne, nirgend die Spur vorhanden ist. Selbst in dem berühmten Malmesbury-Bezirke im Kaplande wird nur in sehr beschränktem Umfange Weizen gebaut, wenngleich die Ergebnisse ausgezeichnete sind. Ackerbau darf aber nicht von künstlicher Bewässerung abhängig sein, wenn er als Träger der Volksernährung gelten soll. Würde es sonst wohl möglich sein, daß im Kaplande für 15000 £ Weizenmehl, Brodstoffe überhaupt für die ungeheuere Summe von 500000 £ jährlich eingeführt werden? Es ist ganz gewiß kein Zufall, daß Afrika nicht ein einziges Bauerndorf nach deutschem Vorbilde besitzt. Zugegeben nun auch, daß die Buren ihrem ganzen Wesen nach sich zur Dorfsbildung wenig eignen — man könnte freilich ebenso gut ihren Unabhängigkeitsdrang aus der überlieferten Wohnart erklären! — so hat die ausgedehnte Wirtschaftsweise doch zweifellos in den Boden- und Unbauverhältnissen des Landes ihre triftige Begründung.

Der Grundfehler in aller bisherigen deutschen Besiedelung von Afrika ist deshalb der gewesen, daß man die ersten Ansiedler aus der Heimat genommen hat. Dies hat sich schon in Lüderitzland gezeigt und würde in Ostafrika noch schärfer hervortreten. Woher sollten deutsche Bauern, die man nach Uhehe senden würde, die nötige Belehrung über die besonderen afrikanischen Verhältnisse nehmen? Die Herren Offiziere der kaiserlichen Stationen könnten ihnen nicht raten und nicht helfen; und auch die landwirtschaftliche Versuchsstation, die etwa angelegt würde, könnte ihnen doch eben nur zeigen, daß dies und jenes Gewächs im Lande gedeiht. Aber wie aus der Ansiedelung Geld heraus zu holen ist, das dürften doch auch die lateinischen Landwirte, denen diese Station unterstellt wäre, den Bauern nicht verraten können.

Im allemeinen kann man ja wohl die für Uhehe richtigste Bewirtschaftung angeben. Da das Land sich zur Viehzucht vortrefflich eignet, so wird die Rinderhaltung sich ebenso lohnen, wie die Wollschäferei. Europäische Feldfrüchte, Gemüse u. s. w. wird der Ansiedler nur zum eigenen Gebrauche bauen können; dagegen werden Weinbau, Kaffeebau, vielleicht auch der Anbau von Thee und Koka ihm ausfuhrfähige Erzeugnisse liefern. Da alle diese Pflanzungsfrüchte aber erst nach mehreren Jahren Ernte versprechen und auch größere Vieh-

bestände erst herangezüchtet werden müssen, so ist es klar, daß nur ganz besonders tüchtige und erfahrene Leute vorwärts kommen werden.

Man braucht keine Sorge zu tragen, daß solche sich in Menge finden werden, sobald nur die Regierung von der ungemütlichen Gewohnheit mütterlicher Bevormundung abgehen möchte, die ihr jetzt als Vorbedingung jedes Erfolges erscheint.

Die treibende Kraft in aller Besiedelung der Erde ist der Geschäftsgewinn. Man lerne doch endlich einmal von unserem großen Gegner in Afrika, Cecil Rhodes! Wie hat er es verstanden, Rhodesia zu fördern, indem er es den Buren erschloß. Die große Sehnsucht der Buren nach „dem Norden" sollte man der deutschen Besiedelung von Uhehe und Nyassaland dienstbar machen. Leicht würden dann auch hochdeutsche Bauern aus Südafrika sich heranziehen lassen, denen dann — aber auch nur dann — ein entsprechender Zusatz von Ansiedlern aus dem Deutschen Reiche beigesellt werden könnte. Diese Leute würden sich vortrefflich miteinander vertragen und ergänzen.

Welche Keime zur Vertiefung unserer Beziehungen sich aus solcher Berührung burischer und reichsdeutscher Ansiedler ergäben, braucht ja nicht ausgeführt zu werden.

Einem geschickten Siedelungsleiter würde es leicht fallen, diese Frage der Besiedelung von Uhehe und Nyassaland zu lösen, wenn die Regierung sich entschließen könnte, ihm freie Hand zu lassen. Freilich käme alles darauf an, daß der richtige Mann an die Spitze des Unternehmens gestellt und daß bei der Auswahl weniger auf bestandene Staatsprüfungen als auf thatsächliche bisherige Erfolge gesehen würde. Außerordentlich zu beklagen wäre, wenn auch auf diesen schönen und verantwortungsreichen Platz wiederum der erste beste Leutenant oder Assessor gestellt würde, der gerade seinem Dienstalter oder den Ansprüchen seiner Beziehungen nach zu solcher Auszeichnung „heran" wäre.

Togo.

Ganz ähnlich wie im Allgemeinen für Deutschostafrika liegen die Aussichten für die deutsche Zukunft in Togo und Kamerun. Auch dort ist uns leider das Hinterland in verhängnisvoller Weise beschnitten, und die deutsche Regierung hat insbesondere in dem Togovertrage um des kleinen Augenblicksgewinnes willen, den die Verbreiterung der Küste um 25 Kilometer bedeutet, auf die Zukunft des Gebietes verzichtet, die in dem Zugange zum Niger lag. Borgu und Gurma sind heide und damit auch jede Ausdehnung nach dem Norden Frankreich überlassen.

Das uns verbliebene Gebiet ist aber ebenso wie Ostafrika an sich sehr wertvoll. Es ist von dem Gebirge in zwei Hauptketten durchzogen, die sich schroff aus der welligen Ebene erheben. Zahlreiche Ströme, die der Küste zueilen, entspringen in diesem Gebirge, so der Mono, Haho, Sio, Aka, Todjië und die Nebenflüsse des Volta, Kalagba, Djavoë, Deine, Konsu, Asukoho und Oti. Der große Volta selbst, der von Kratji an schiffbar wird, durchströmt das Bergland in einer breit ausgewaschenen Thalmulde.

Seinem Klima nach könnte man Togo zur südlichen Halbkugel rechnen. Denn, obwohl die Regenzeiten in echt tropischer Weise ziemlich regelmäßig dem Höhenstande der Sonne folgen, macht das Klima doch den Eindruck, als ob das Land zur südlichen Halbkugel gehöre, da die höchste Wärme in den nordischen Winter, die geringste Wärme dagegen in die nordischen Sommermonate Juli — September fällt. Die Haupterzeugnisse, Palmöl und Palmkerne, nächst ihnen Kopra und Kokosnüsse, Kautschuk, Schibutter (aus der Frucht des Schibutterbaumes), Piassawa, Kolanüsse, Ebenholz u. a. werden von den sehr rührigen zur Gruppe der Sudanneger gehörenden Eingeborenen in Mengen zu den deutschen Faktoreien gebracht. Auf den deutschen Pflanzungen wird neben der Kokospalme mit Erfolg Kaffee und neuerdings auch Baumkautschuk (Manihot Glaziovii) gebaut.

Kamerun.

Noch günstiger liegen die Pflanzungsverhältnisse in Kamerun. Der Westfuß des nahe an die Küste heranreichenden Kamerunberges hat sich mit seinem verwitterten Lavaboden und seinen reichlichen Niederschlägen namentlich dem Bau von Kakao und Kaffee sehr günstig erwiesen. Es stehen jetzt bereits eine halbe Million Kakaobäume. Die sonstigen Gegenstände der Ausfuhr sind dieselben wie in Togo. Es ist nach dem Vorstehenden überflüssig, zu sagen, daß für die Besiedelung im eigentlichen Sinne Kamerun und Togo so wenig, wie das Tiefland von Ostafrika in Betracht kommen können. Aber es versteht sich auch ohne Weiteres, welche weittragende Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft diese fruchtbaren Gewürzländer mit ihrer entwickelungsfähigen Bevölkerung als Absatzgebiete unseres heimischen Gewerbefleißes und als Anlagestellen für das deutsche Großgeld gewinnen werden. Man bedenke nur, um das zu würdigen, wie viele tausende Acker fruchtbaren Urwaldbodens sich dort zum Kakaobau eignen, und man bedenke, welchen Bedarf an Baumwollenstoffen die dortige Negerbevölkerung entwickeln wird, sobald sie sich zu kleiden beginnt! Und wenn der Fortpflanzung unserer Art diese Länder nicht dienlich sind, so darf man auch das als ein Heilmittel gegen die in unserem Volke immer mehr drohende Zunahme sogenannten „gebildeten Proletariates“ betrachten. Denn das ist neben allen anderen Vorzügen der heißen Länder vielleicht ihr größter Vorzug, daß sie den in der Heimat wirthschaftlich zu schwachen Gebildeten ein fruchtbares Betätigungsfeld bieten. Und wenn von diesen wirklich die Mehrzahl eines frühen Todes sterben sollte, so wäre auch das vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus noch lange nicht so schlimm, als die allgemeine Hungerleiderei, zu der naturnotwendig Völker ohne eigenen Besitz von heißen Ländern verurteilt werden. Ein paar tausend überseeischer Erbohme, wie deren fast jedes englische Haus einen besitzt, könnte das deutsche Volk recht dringend gebrauchen.

Denn daß ein großer Teil der so oft beklagten völkischen Gesinnungslosigkeit ganz einfach aus dem ewigen Bettlerbewußtsein der verarmten und doch gebildeten und daher anspruchsvollen Volkskreise herrührt, dürfte als ausgemacht gelten.

Lüderitzland.

Das in seinem Werte am meisten bestrittene aller unserer Ueberseegebiete ist von Anfang an Süd-Westafrika gewesen, die älteste unserer Erwerbungen. Diese Verkennung der Thatsachen lag zum Teile auch in den bereits erwähnten wissenschaftlichen, zum größeren Teile aber in staatsmäßigen Gründen. Lüderitz kannte das Land, das er im Jahre 1883 gekauft hatte und das am 7. August 1884 durch den Kapitain z. S. Herbig von S. M. Korvette „Leipzig" unter deutschen Schutz gestellt wurde, selbst sehr wenig. Die unwirtliche Küste, die sich vom Kunene bis zum Oranje-Flusse, also vom portugiesischen bis zum englischen Gebiete erstreckt, schreckte ab durch die weit in's Land hineingewehten, baum- und strauchlosen, zum größten Teile wandernden Dünen. Der einzige zum Ankern brauchbare Hafen Angra Pequena bot eine sehr schlechte Verbindung mit dem Innern; und die Walfischbucht, die einen vergleichsweise guten Zugang zu dem Damaralande bietet, war und blieb in englischen Händen. In Deutschland war sich so ziemlich alle Welt darüber einig, daß in ganz Südwestafrika, dieser ausgesprochenen Sandwüste selbst eine Schildkröte verhungern und verdursten müßte. Lüderitz ließ sich nicht irre machen. Er wußte, daß noch um 1860 eine blühende Ausfuhr von Elfenbein, Straußfedern, Gummi, Fellen und Gehörnen stattgefunden hatte. Wenn auch vielleicht das Wild durch Aasjägerei vernichtet oder vertrieben war, so mußten die fruchtbaren Hochtriften doch noch da sein, die ihm zur Aesung gedient hatten! Auch war ihm bekannt, daß 1872 zur Zeit der Gründung von Kimberley von umherziehenden Händlern große Mengen von Vieh aus dem nun deutschen Lande, meistens über den Ngami-See nach den Burenstaaten ausgeführt waren. Zum Unglücke für die Entwickelung des Tochterlandes aber fand Lüderitz bei einer von Angra Pequena aus im Boote unternommenen Forschungsfahrt den Tod, ehe er im Stande gewesen war, sein Vaterland davon zu überzeugen, welches wertvolle Besitztum ihm in Südwestafrika zugefallen sei. Die deutsche Regierung wurde stark in Mitleidenschaft gezogen von den Verlegenheiten, die den Erben von Lüderitz nach dem Tode des mutigen Mannes erwuchsen; sie war froh, als 1885 eine Reihe geldkräftiger Herren aus Gefälligkeit gegen die Reichsregierung die Lüderitz'schen Ansprüche erwarben und die „Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika" begründeten. Der Entwickelung des Gebiets ist diese Gesellschaft leider wenig förderlich gewesen. Und da überdies die inneren Schwierigkeiten dank den Treibereien der Engländer, der Auffässigkeit der Eingeborenen und des deutscherseits lange Zeit ungenügend gewährten Schutzes sich mehrten, so war Graf Caprivi Anfang der 90er Jahre halb und halb entschlossen, die Besitzung bei erster bester Gelegenheit an England zu überlassen. Inzwischen war aber doch durch die Berichte deutscher Forscher die öffentliche Meinung in Deutschland über den wahren Wert des Landes aufgeklärt, und so wurde durch den Druck der öffentlichen Meinung das Aergste verhindert. Immerhin hat die mißmuthige Stimmung der Reichsregierung dem sonst so viel versprechenden Lande schwere Fesseln angelegt in

der Gewährung der Damaraland-Berechtigung, auf Grund deren sich 1893 die South West African Co. limited London gründete, von der sich Niemand Gutes versprechen durfte. Ebensowenig darf die Begründung der South African Territories Land Company Limited, die 1895 aus dem Kharaskoma Prospecting and Exploring Syndicate Limited hervorgegangen ist, als ein deutscher Erfolg betrachtet werden. Die Herrschaft des Dr. Kayser, der wir die Bevorrechtung dieser und anderer Gesellschaften zu verdanken haben, wird allezeit einer der kläglichsten Abschnitte der deutschen Siedelungsgeschichte bleiben; denn durch das schnöde Gebahren dieser Gesellschaften ist Nichts erreicht, als die Entwickelung des Landes zu hemmen und dem bürgerlichen Unternehmungsgeiste, der etwa dem Tochterlande sich zugewandt haben würde, Schwierigkeiten zu bereiten. Der derzeitige Landeshauptmann, Major Leutwein, der von Anfang seiner Wirksamkeit an eine glückliche Hand bewiesen hat, ist sich über diese Sachlage völlig klar; und auf seine Vorschläge ist die Regierung zur Zeit in Verhandlungen darüber eingetreten, was geschehen müsse und könne, um der Siedelungsthätigkeit im Lande freie Bahn zu schaffen.

Diese Siedelung wird man sich nicht als kleinbäuerliche mit tiefgründigem Wirtschaftsbetriebe denken dürfen. In der Nähe der Stationen, namentlich bei Windhuk, mag allenfalls Gartenbau in bescheidener Ausdehnung sich lohnen. Im Uebrigen aber wird noch auf lange Jahre hinaus der Gartenbau lediglich zur Annehmlichkeit der Bewohner dienen. Besser bereits mag es stehen um die Aussichten, die dem Bau von Wein und Tabak sich an fruchtbaren Thalstellen eröffnen. Aber die eigentliche Aufgabe der Ansiedler ist in der Viehzucht zu suchen.

Südwestafrika erfreut sich eines geradezu paradiesischen Klimas. Obwohl ihrer erdkundlichen Lage nach etwa zwei Drittel des Landes in den heißen Gürtel fallen und nur der südliche Teil dem gemäßigten Gürtel angehört, bietet doch unter der Einwirkung örtlicher Einflüsse das Land mit Ausnahme des Striches am Kunene und einiger Binnenbezirke nirgends ein tropisches Klima, sondern eine Vereinigung von Steppen- und Hochland-Klima. Eine reine und trockene Luft lagert über den saftig grünen Ebenen des Binnenlandes, die von starker Sonnenbestrahlung in ihrem Wachstume gefördert werden, und ein starker Wärmewechsel zwischen Tag und Nacht thut dem menschlichen Körper außerordentlich wohl.

Nachtfröste gehören hier durchaus nicht zu den Seltenheiten, und in der Trockenzeit erfolgt während der Nacht eine sehr reichliche Taubildung. Die Regenzeit, die zur Zeit des höchsten Sonnenstandes, im Dezember-Januar stattfindet, bringt starke Gewitterregen, deren Wassermengen die Flußläufe randvoll anfüllen. Zur Trockenzeit liegen die Betten dieser Flüsse mindestens an ihrem Mittel- und Unterlaufe trocken da. Doch findet sich in geringer Tiefe fast überall Wasser. Und wo Riffe das unterirdische Fortsickern versperren, treten Tümpel zu Tage, die dem Wilde und dem Vieh willkommene Tränke bieten. Die Natur

selbst hat hier den Fingerzeig gegeben, wie mit verhältnismäßig geringen Kosten durch Anlage von Wassersperren weite Striche jetzt unfruchtbar scheinenden Landes der Besiedelung zu erschließen sind. Denn Tränken sind das einzige Bedürfnis, das erfüllt werden muß, um Viehzucht in weitester Ausdehnung in Südwestafrika zu ermöglichen.

Die ungeheuere Schädigung des Rindviehstandes durch die zur Zeit herrschende, doch bereits in Abnahme begriffene Rinderpest wird ja zu überwinden sein. Und die fruchtbaren Hochebenen, die den Damara und Herero so zahlreiche Heerden ernährt haben, mögen dann auch deutschen Viehzüchtern dankbare und lohnende Weide bieten. Insbesondere aber wird das Land zur Merinoschafhaltung und zum Beweiden durch große Heerden von Angoraziegen sich vortrefflich eignen.

Buren nach Deutsch-westafrika?

Es liegt auf der Hand, daß die hiezu nötigen Grundflächen nicht allzu eng begrenzt sein dürfen. Weidegüter von 10000 Hektaren erscheinen als ein geeigneter Einzelbesitz. Man sollte sich in der Verwaltung doch vor allen Dingen die Erfahrungen dienen lassen, die das grundtüchtige Volk der Buren in den benachbarten Staaten gemacht hat.

Der unselige Hang, vom grünen Tische aus zu regieren, hat aber leider auch hier viele gesunde Quellen verstopft. Ist es nicht ein Zeichen kläglichster Kurzsichtigkeit in dieser durch und durch völkischen Frage, daß wir die Buren aus unserem Neulande fern halten, lediglich aus Besorgnis, die Ergebenheitsstriche unter den allergehorsamsten Eingaben der Beamten möchten vielleicht infolge dieser dem grünen Tische wenig holden Nachbarschaft in Zukunft weniger vorschriftsmäßig steil gezogen werden?

Wie wenig diese Aufgabe übrigens in den breiten Kreisen des deutschen Volkes erkannt ist, beweist der selbst in der Deutschen Kolonialgesellschaft immer wieder auftauchende Vorschlag, Südwestafrika zur deutschen Strafkolonie zu machen. Das fehlte doch wirklich gerade noch, um die Verständigung mit den Buren gänzlich unmöglich zu machen. Nein, für dies Land und die dort zu erfüllenden Aufgaben ist das beste deutsche Blut gerade gut genug!

Nieder-Deutschtum in Afrika.

Wer die folgenden Blätter mit einiger Aufmerksamkeit liest, wird, so hoffe ich, gleich mir von der Ueberzeugung durchdrungen werden, daß ohne Heranziehen eines starken Burenstammes Deutsch-Südwest-Afrika seine Aufgabe gar nicht erfüllen kann. Denn diese Aufgabe besteht nicht lediglich darin, einigen Bergbau-Gesellschaften und Heerdenbesitzern zu Wohlstand zu verhelfen, sondern in erster Linie darin: durch Begünstigung niederdeutscher Einwanderung ein staatsmäßiges Bindeglied herzustellen zwischen den Burenstaaten und den Buren des Kaplandes einerseits und dem Deutschen Reiche andererseits. Nur durch eine solche weitausschauende Staatskunst kann es ermöglicht werden, den großen Entscheidungskampf, der zwischen Niederdeutschen und Engländern zur Zeit sich abspielt, zu gunsten der ersteren zu beenden.

Doch, um diesen Entscheidungskampf richtig zu beurteilen, wird es nötig sein, zunächst einen kurzen Rückblick auf die Geschichte der Buren und ihrer Trecks zu werfen.

Geschichte der Buren.

Auch die Südspitze Afrikas hat lange Zeit unter der bereits gekennzeichneten Unbekanntschaft Europas mit afrikanischen Verhältnissen gelitten. Aber die Portugiesen folgten doch mit nicht zu leugnendem Verständnisse dem von der Ueberlieferung ihnen gewiesenen Wege. Da es ihnen hauptsächlich um Gold und Gewürze zu thun war, so richteten sie, nachdem Vasco de Gama am 20. November 1497 das Kap umschifft und nach weiterer kämpfereicher Fahrt Indien erreicht hatte, ihr Augenmerk vorzüglich auf Sofala, das sagenumwobene alte Ophir König Salomos. Der Admiral Franz d'Almeida eroberte dies Eingangsthor zu dem alten Goldlande; ebenso wurde an der Westküste die portugiesische Herrschaft über Angola und Benguela ausgedehnt. Das Kapland ließen die Portugiesen unbeachtet, und auch als die Krone Portugal an Spanien fiel, änderte sich hieran nichts. Die Holländer, die in ihrem Freiheitskampfe wie manche andere spanische Besitzung so auch das Kapland sich aneigneten, betrachteten dies auch zunächst lediglich als staatsmäßigen Stützpunkt für die Indienfahrt.

Gründung der Kapsiedelung.

Allerdings gründete die Holländisch-Ostindische Kompagnie 1652 durch den Marinearzt Van Riebeck an der Inselbucht eine Niederlassung; doch war es ihr dabei auch zunächst nur um den Besitz einer sicheren Veste zu thun. Die Ansiedler waren es, die zur Eroberung des Hinterlandes drängten. Anfangs hatten sie den Eingebornen das Land abgekauft. Sehr bald aber fanden sie es bequemer und eines weißen Stammes würdiger, ihr Geld für die Aufrichtung der nötigen Baulichkeiten aufzuheben anstatt es den Hottentotten für Land zu schenken, das diese nicht zu verteidigen wußten. Schon in den Auslassungen dieser ersten Ansiedler finden wir jene dem Alten Testamente entlehnte Ueberzeugung, die auch die heutigen Buren beseelt, wie sie andererseits den Grundzug des Islam bildet: daß Gott dies Land dem Weißen verheißen habe und daß dieser mit den heidnischen Kanaaniten nach seinen Gesetzen schalten dürfe.

Vordringen der Buren.

Vor einem deutschen Disziplinargerichtshofe würden diese Ansiedler samt und sonders schlecht bestanden haben. Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß ihre Auffassung die Eroberung Südafrikas durch die weiße Rasse recht wesentlich beschleunigt hat. Vor dem Treckburen wich der Hottentott und später, seit 1745, auch der Kaffer zurück, der es anfangs gewagt hatte, burische Elefantenjäger aus seinem Gebiete zu weisen. Wie in Amerika die Rothaut, mußte in Südafrika der Schwarze vor der Kugelbüchse des weißen Mannes weichen, dessen Siegeszug ebenso von bleichenden Gebeinen vertilgter Eingeborener, wie von freundlich lachendem Glücke friedlicher Ansiedelungen bezeichnet wurde. Schar auf Schar drängte aus dem Süden nach. Und da diese Buren für ihre großen Viehheerden weiten Weideplatz brauchten, so sahen sie sich bald zu wohlgeordneten Eroberungszügen veranlaßt.

die im Kaffernlande feste Steinburgen errichteten, die ihnen in der Eroberung weiterer Gebiete als feste Stützpunkte dienten.

Germanischer Freiheitssinn.

So bildete sich aus Holländern, Nordostdeutschen, namentlich Mecklenburgern, und französischen Hugenotten ein Stamm heraus, der unberührt von dem dreißigjährigen Kriege und seinen Folgeübeln noch einmal in sich alle jene Tugenden vereinigte, die wir an den Germanen der Völkerwanderung bewundern. Daß er auch den alten Erbfehler dieser Germanen, den kurzsichtigen Stammeseigensinn, nur zu treu sich bewahrt hat, werden wir später sehen. Wie in den Neu-Englandstaaten wurde diese germanische Kraft der Arbeit und der Waffen geleitet von einem tief religiösen Zuge, der allen Aeußerungen dieser Buren etwas Feierliches gab und gibt. Das wilde afrikanische Leben, die Kämpfe mit Klima, Kaffern, Löwen und englischen Mehrladebüchsen, die meilenweite Blickferne über eintöniges Land, wo Niemand den Rauch seines Nachbars am Himmel erblickt, Alles dies hat den Bur mit einem Selbstgefühl und einer Freiheitsliebe beseelt, die ihres Gleichen suchen in der Geschichte. Mit Recht durfte Julius de Geyter ihnen das stolze Freiheitslied dichten:

„Wie kent se niet, de Hugenots en Geüsen?
Se seilden uit, op wilde Volken af.
Elk Waereldeel bracht Schatting aan de Reusen.
Wey seyn hùn Soons, en swaajen hier den Staf.
Vrey sein, vrey sein!
Dreune't ook uit ùnsen Mùnd,
Daar op Afrikaanschen Grùnd,
Daar geen Volk op't Waereldrùnd
Vreyer is, dan wey seyn!"

Der Karakter dieser Halbwilden ist gewiß nicht frei von Schattenseiten. Der Engländer schilt sie roh. Er ist entsetzt über ihren Schmutz. Aber wer tiefer blickt, ist erstaunt und ergriffen von der Einfachheit ihrer Sitten, der Keuschheit der Frauen, von der Tapferkeit und Aufrichtigkeit dieser schweigsamen Männer, von der Gastfreundschaft dieser nur gegen den Fremden verschlossenen Buren. Dies Volk, an dem drei Jahrhunderte europäischen Lebens spurlos vorübergegangen sind, darf in Wahrheit von sich sagen, wozu in Deutschland doch nur Einzelne sich noch berechtigt fühlen dürfen, daß es nur Gott fürchte und sonst Niemand auf der Welt.

Puritanersinn der Buren.

Es fürchtet Gott und vertraut auf ihn mit demselben Vertrauen, wie seine Väter im Kampfe gegen die Spanier gethan haben. Und das Leben in dem wilden Lande hat nicht nur seine Körperkraft gestärkt, sondern auch seinen Glauben vertieft. Denn der Bur, der von seiner aus Väterzeit ererbten Bibel aufblickt auf die ihn umgebende Welt, findet sich ja mit dieser gleichsam zurückversetzt in die Zeit der Erzväter. Da ist die Wurzel des eigentümlichen Sinnes dieser Volksart, der gerade den Engländern nicht so rätselhaft erscheinen sollte. Denn eben dieser puritanische Sinn ist es gewesen, aus dem die Neu-Englandstaaten ihre beste Kraft gesogen haben.

Deutlich zeigt sich das in den Kundgebungen der Buren. Als sie im Jahre 1891 an den Limpopo zogen, verkündeten sie: „In unserem eigenen Gebiete von Engländern überschwemmt haben wir ein Recht darauf, ein neues Land zu suchen, wo wir ein neues Afrikandervolk gründen können, wo Niemand seines Nachbars Rauch am Himmel erblickt, wo Jedermann sein eigenes Mittagsmahl schießt, sein Vieh und seinen Weizen selbst zieht und mit den heidnischen Kanaaniten nach seinen Gesetzen schalten darf. Erst glaubten wir, das Kapland wäre dies Kanaan, dann Natal, dann der Freistaat, dann das Transvaal. Ueberallhin ist uns der Engländer gefolgt. Wir werden jetzt vom östlichen Lande zwischen Limpopo und Sambesi Besitz nehmen. Dort angekommen, werden wir die Obrigkeit wählen und den Freistaat auf dem Grundgesetze des Oranie-Freistaates von 1854 und des Südafrikanischen Freistaates von 1858 erklären. Kein Engländer soll uns in einen einzigen Teil dieses unseres neuen gelobten Landes folgen! Wir werden in dies nicht aus eigener Macht, sondern aus der Macht des Höchsten hineinziehen. Sein Wille ist es, daß wir von dem Lande der Heiden Besitz ergreifen und nur Er kann uns davon abhalten!“ Ist dies nicht dieselbe Sprache, die Penn's Genossen führten, als sie Besitz ergriffen von den Wäldern in den Alleghanybergen? Und erinnert diese köstliche Schilderung ungebundenen Lebens nicht an die von Meth und Waidwerk durchduftete Bärenhäuterfreiheit unserer Altvordern? Viel anders mag die Denkweise jener Hunderttausende deutscher Wanderer auch nicht gewesen sein, die Krieger und Ackerbauer zugleich, das morsche Römerreich eroberten und die Welt mit ihrer Kraft verjüngten.

Eroberung des Kaplandes durch England.

Aber England hat die Tugend puritanischen Heldentumes stets nur gepriesen, wenn sie Vorkämpferin der englischen Art war. Wie es die Holländer aus Neu-Amsterdam verdrängte, so bemächtigte es sich 1795 des Kaplandes zu einer Zeit, wo Holland unter französische Herrschaft geraten war. Zwar mußte es 1803 die Besitzung wieder herausgeben. Aber schon drei Jahre später landete es 5000 Mann und unterwarf sich das Land auf's Neue. Selbstverständlich wurde den Ansiedlern Achtung aller ihrer Rechte versprochen. Aber was das zu bedeuten hatte, wurde bald klar, als die Engländer in Port Elisabeth und Albany Schotten ansiedelten. Von da ab rechnet der stille Kampf zwischen der Zähigkeit der Buren und dem rücksichtslosen Vordringen der Briten.

Buren und Engländer.

Zum ersten Male trat dieser Gegensatz zu Tage, als die Engländer aller Bitten und Vorstellungen der Buren ungeachtet ein Schiff mit verschickten Verbrechern nach dem Kaplande sandten. Als die Verbrecher gelandet werden sollten, fand sich nicht ein Mann, der dazu eine Hand rührte. Und die Beamten sahen sich gänzlich geächtet; Niemand leistete ihnen den geringsten Dienst, Niemand verkaufte ihnen Lebensmittel. Die Regierung stellte die Rädelsführer vor Gericht, aber dies sprach sie frei, da man Niemand zur Arbeit und zum Verkauf von Lebensmitteln zwingen könne. Vier volle Monate lang

lag das Verbrecherschiff im Hafen. An Bord brach der Skorbut aus. Da sandte man aus Mitleid mit den armen Teufeln zwar aus der Stadt reichlich Lebensmittel; aber zur Landung der Verbrecher bot Niemand die Hand. So mußte das Schiff schließlich abfahren. Das Kapland war vor der Mißwirtschaft einer Verbrecheransiedelung bewahrt.

„De Taal is gantsch het Volk".

Ein so siegreicher Widerstand war nur möglich bei einer Bevölkerung, die in Sprache, Sitte und Glauben sich tief von dem kleinen Häuflein der Eroberer unterschied. Der bereits erwähnte Zuzug französischer Hugenotten hat hieran insofern Nichts geändert, als auch diese von den Engländern sich lebhaft unterschieden. Sie sind auch im Burentume so vollständig aufgegangen, daß nicht Einer von ihren Nachkommen ein Wort französisch versteht — es wäre denn, er hätte es auf einer englischen Schule gelernt! Auch diese Hugenotten waren ja zum größten Teile Germanen; hat Frankreich doch in der Aufhebung des Ediktes von Nantes und in der Staatsumwälzung von 1793 seinen germanischen Adel ausgemerzt. In Südafrika ist dieser Adel zurückgekehrt zu dem Urbilde germanischen Lebens. Was Wunder, daß auch er uns heute ein Urbild germanischer Kraft bietet!

Im Gegensatze zu dem holländischen Bauern, der lediglich Viehzucht trieb, haben die Hugenotten aber sich auf den Ackerbau geworfen; und ihnen hauptsächlich ist der blühende Weinbau im Kaplande und dem Oranie-Freistaate zu danken. Auf dem südafrikanischen Kalkboden gediehen die Burgundischen und Muskateller Reben so vorzüglich, daß Wein am Kap überall Volksgetränk geworden ist. Der Viehbur gab und gibt noch heute seinem eintönig dahinstreichenden Leben nur zweierlei Unterbrechungen: die somtägliche Fahrt zur Stadt auf dem mit Kind und Kegel beladenen Ochsenwagen und den frischen fröhlichen Ritt zur Jagd. Auf den wildreichen Triften ästen in früherer Zeit unzählbare Rudel von Antilopen, Springböcken, Gnus, Zebras, Giraffen. Der trotzige Kafferbüffel und die Dickhäuter waren ein reckenhaftes und häufiges Wild. Und daß bei solchem Wildreichtume Löwen und Leoparden in Menge das Land belebten, verstand sich von selbst. Heute hat die Kugelbüchse der Buren aufgeräumt mit den Einen, wie den Andern. Aber der Bur ist auf diesen Jagdritten und in dem Kleinkriege mit Sulus, Betschuanen und Basutos auch selbst mit seinem Lande verwachsen, wie nur je ein Sulu es gewesen ist. „Wer sich dem Jagen gar ergeit, wird gleich dem Wilde mit der Zeit," sagt ein altes deutsches Jägerwort, das auf die Buren treffend Anwendung findet.

Diese Eigenschaften muß man berücksichtigen, um den geschichtlichen Heldenkampf dieses kleinen Häufleins Menschen gegen die Millionen des britischen Weltreiches zu verstehen.

Von Anfang an hat der Bur begriffen, daß es in diesem Kampfe um seine Freiheit geht. Denn England hat seine Herrschaft im Kaplande mit einer Bluthat eingeleitet, deren Ruchlosigkeit kein Bur jemals vergessen und vergeben wird. Das war der Tag von Slagters

Slagters Neck. Neck! Die englischen Beamten hatten sich von Anfang an den Buren durch ihre lächerliche Verhätschelung der Eingeborenen verhaßt und verächtlich gemacht. Die Gouverнöre nahmen bei Streitigkeiten der Buren mit ihren hottentottischen Arbeitern stets zu Gunsten der Letzteren Partei und riefen dadurch die Erbitterung der gesamten Bevölkerung gegen sich wach. Da die trotzigen Buren gerade in diesem Punkte ganz und gar keinen Spaß verstehen, so kam es eines Tages zu Widersetzlichkeit. Ein Bur Namens Friedrich Bezuidenhout sollte sich vor einem Untersuchungsausschusse wegen Negermißhandlung verantworten, leistete aber der Vorladung keine Folge. Der Bezirksamtmann sandte eine Abteilung Soldaten auf seinen Hof; aber Bezuidenhout verteidigte sich so tapfer, daß er nur als Leiche seinen Angreifern in die Hände fiel. Seine Brüder und Freunde beschlossen, seinen Tod zu rächen. Sie versuchten einen Aufstand zu erregen, fanden aber weder bei den Kaffernhäuptlingen noch bei ihren Stammesgenossen die nötige Unterstützung und fielen daher den Engländern in die Hände. Der Gouvernör verurteilte fünf der Rädelsführer zum Tode durch den Strang. Am 6. März 1816 sollte bei Slagters Neck die Hinrichtung vollzogen werden. Das dort errichtete Schaffot brach mit den Verurteilten zusammen. Aber obwohl diese, durch den Sturz schwer verletzt, um Gnade flehten, wurde die Vollstreckung vollzogen.

Englisches Joch. Die Klagen der Bevölkerung über die englische Mißwirtschaft wurden inzwischen immer schlimmer. Die englischen Beamten begnügten sich nicht mit den unerhört hohen Gehältern, die sie bezogen, sondern trieben Unterschleife im wildesten Maßstabe. Während die Buren bestrebt waren, die Sklaverei abzuschaffen, aber die Eingeborenen in einer schonenden Weise in die neuen Verhältnisse überzuleiten, hob die englische Regierung mit einem Federzuge die Sklaverei auf. Alles Lumpengesindel wurde dadurch gegen die Buren gehetzt, abgesehen davon, daß diese schwere Vermögensverluste erlitten. Sie sollten zwar entschädigt werden; aber von den 3 Millionen Pfund, die von England zu diesem Zwecke nach Kapstadt geschickt wurden, verschwanden mehr wie die Hälfte auf dem Wege dorthin. Von dem Reste, soweit er nicht in die Taschen englischer Beamten floß, blieb den Buren nur soviel, daß sie für jeden Sklaven 33 £ 12 S. erhielten. Gekostet mochte sie der Sklave vielleicht 600 £ haben!

Noch schlimmer wurden sie betrogen bei der Entschädigung, die den im Kaffern-Grenzkriege von Hof und Haus vertriebenen Bauern zugesichert war. Die englische Regierung erklärte einfach, die Kaffern seien in ihrem Rechte gewesen und verweigerte die versprochene Entschädigung.

Trecks. Da rüstete die Mehrzahl der Unzufriedenen sich zur Auswanderung. Im Jahre 1836 verkauften zahlreiche Buren ihre Farmen und zogen unter Führung von Hendrik Potgieter über den Oranje-Strom. Ein kleiner Trupp dieser „Voortreckers" stieß zwischen Vaal und Oranje auf die Raubscharen der Matabele. Am Fuße des Vechtkop schlugen sie eine Wagenburg auf, von der aus sie, sechsundzwanzig

Mann stark, die Angriffe von Tausenden von Matabele siegreich zurückschlugen. Alljährlich wird noch heute zum Andenken an diesen Tag am 17. Dezember ein großes Fest gefeiert. Bald folgten andere Züge nach, so daß die Zahl der Auswanderer auf 10000 stieg. Ein Teil von ihnen zog auf Schleichwegen gegen die feindliche Hauptstätte Mosiga, vertrieb den Matabelehäuptling Moselekatse über den Limpopo und ließ sich in dem heute Transvaal genannten Gebiete nieder. Wie nicht anders zu erwarten war, brachen nun Streitigkeiten wegen der Führerschaft aus. Die eine Partei wählte Retief zum Führer. Aber eine Gegenpartei mit Jakob Uys an der Spitze trennte sich von dieser und zog in das damals von den Sulu fast ganz entvölkerte Natal.

Natal.

Die Geschichte dieses Staates zeigt in außerordentlich lehrreicher Weise, daß Südafrika ohne die Buren gar nicht bestehen kann und daß die englische Art gänzlich außer Stande wäre, das Land zu bleibender Sittigung emporzuführen. Denn so rohgewaltig die Engländer gegen die Buren auftreten und so gut sie es gelegentlich, z. B. in Matabeleland, verstanden haben, die Eingeborenen vor ihre Mehrladegewehre zu bringen, so gotteserbärmlich sind die Erfolge, die sie in der Behandlung der unterjochten Eingebornen aufzuweisen haben. Während der Bur den Kaffer als das behandelt, was er ist, nämlich ein recht ungezogenes großes Kind, dem väterliche Strenge und gleichmütige Ueberlegenheit Not thut, haben die Engländer mit ihrer Negerverhätschelung überall da, wo sie herrschen, die Eingeborenenbevölkerung in Grund und Boden verdorben.

Schon der Vertrag, den der Kapitän Allen Gardiner mit dem raubsüchtigen Sulukönig Dingaan am 5. Mai 1835 geschlossen hatte, war ein Beweis von der Unfähigkeit der Briten, diese wilden Völkerstämme nach Gebühr zu behandeln. Es war nämlich in diesem Vertrage ausgemacht, daß die englischen Ansiedler am Natalhafen sich verpflichten sollten, niemals einen entlaufenen Sulu aufzunehmen, sondern diesen an den Häuptling Dingaan auszuliefern. Gardiner hätte einen so entwürdigenden Vertrag umsoweniger eingehen dürfen, als es den Sulu als größte Schande und Feigheit gilt, einen ihre Hilfe nachsuchenden Flüchtling auszuliefern. Wiederholt kam Gardiner dadurch in die Lage, mitansehen zu müssen, wie die von ihm ausgelieferten Suluflüchtlinge eines qualvollen Martertodes sterben mußten.

Er hatte nahe dem Natalhafen die Stadt D'Urban begründet und war nach England gereist, um sich zum ersten Beamten dieser neuen Siedelung ernennen zu lassen. Als er zurückkam, fand er, daß alle Ansiedler von Natal sehr aufgebracht waren über die scheußlichen Folgen seines mit Dingaan geschlossenen Vertrages. Und zu gleicher Zeit trafen unter Führung von Jakobus Uys und einem gleichfalls Retief genannten Kapländer die Buren ein. Diese hielten es für richtig, um allen Scherereien mit der Kapregierung zu entgehen, mit Dingaan einen Landkaufvertrag zu schließen. Retief trat mit Dingaan, durch Vermittlung eines Missionars, in Verbindung. Die Gewäh-

rung seines Wunsches wurde ihm auch zugesagt. Vorher aber sollte er eine große Heerde Vieh von 700 Rindern und 60 Pferden die der Häuptling Sikonyella am Kaledonflusse kürzlich von Dingaan geraubt hatte, diesem zurückschaffen. Auf gütlichem Wege, d. h. unter Hinweis auf seine Macht, gelang es Retief, den Häuptling Sikonyella zur Zurückgabe der geraubten Heerde zu bewegen.

Mit 70—80 mutigen jungen Buren und einer Anzahl Diener und Treiber brach nun Retief auf, um Dingaan die Heerde nach Umkongkloof zu bringen. Im Februar kam er nach Ueberschreitung des Büffelflusses dort an, überlieferte die Heerde und schloß dann am 4. Februar einen Vertrag mit Dingaan, der allen seinen Wünschen entsprach. Als er sich zur Heimkehr zu seinen an den Klipp- und Buschmannflüssen lagernden Volksgenossen rüstete, wurde er aber, als er unbewaffnet mit Dingaan plauderte, auf dessen Geheiß überfallen und nebst den Seinigen niedergemetzelt. Die verstümmelten Leichen wurden auf einem Hügel den Geiern und Hyänen preisgegeben.

Das Blutbad von Weenen.

Dies war der Beginn zu einem furchtbaren Blutbade, dem die Vortrecker, die sich am Blumenkranz-Flusse niedergelassen hatten, zum Opfer fielen. Nur einige auf Jagd befindliche junge Männer entkamen und brachten die Kunde zu den Ansiedlern an den Klipp- und Buschmannflüssen, die inzwischen durch Zuzug über die Drakensberge her auf 1000 Wagen sich verstärkt hatten. Zerstreut, wie sie wohnten, bildeten sie große Wagenburgen und verteidigten in diesen ihre Angehörigen mit so ausgezeichnetem Erfolge, daß den Sulus nicht eins dieser Lager in die Hände fiel. Das Gebiet aber, in dem so viele unschuldige Frauen mit ihren Kindern hingeschlachtet wurden, heißt bis zur Stunde Weenen. Es sind immerhin 900—1000 Leben der Mordlust von Dingaans Scharen zum Opfer gefallen.

Die Reste von Retiefs Anhängerschaft vereinigten sich nun mit der von Pieter Uys, die näher den Drakensbergen ihr Lager hatte, am Klippflusse, um Dingaan zu strafen. Die englischen Ansiedler, denen dies als Erlösung erschien, schlossen sich ihnen etwa 100 Mann stark an. Sie beschränkten sich aber darauf, den Hauptleuten Dingaans, die sich auf dem Kriegspfade befanden, ohne Schwertstreich 5000 Stück Vieh zu rauben und dann heimzukehren, womit Uys wenig gedient war. Pieter Uys geriet mit den Seinigen in einen Hinterhalt. In einem Engpasse wurden sie von allen Seiten umzingelt, sie schlugen sich aber nach rückwärts durch. Nur Pieter Uys mit wenigen Leuten, darunter seinem ihm zur Seite kämpfenden zwölfjährigen Sohne, fiel. „Schlagt Euch durch, meine lieben Brüder!" rief er den Seinigen zu, „Ich fechte und sterbe hier, sorgt für meine Angehörigen!" Mit diesen Worten hauchte er, von Speeren durchbohrt, seine Seele aus.

Erfahrungen aus den Kaffernkriegen.

Die Buren haben, wie ihre späteren Erfolge gegenüber den Sulus bewiesen, aus diesen Ueberrumpelungen und Hinterlistigkeiten der Eingeborenen die nötige Vorsicht zu üben gelernt. Ihre Kampfweise hat sich dabei dem afrikanischen Gelände und den afrikanischen

Gegnern so vollständig angepaßt, daß es nicht Wunder nehmen kann, wie ihnen gegenüber in späterer Zeit die Taktik der englischen Regimenter vollständig versagte.

Weniger belehrt waren die englischen Ansiedler, die Pieter Uys so schmählich im Stiche gelassen hatten. Die große Beute, die ihnen bei Utanjanbib so leicht in die Hände gefallen war, hatte sie übermütig gemacht. So brachen sie mit 500 Sulufluchtlingen und 300 Bastardhottentotten, die Feuergewehr trugen, gegen die Sulu auf, die ihnen 10,000 geübte Krieger entgegenstellten. Am Tugelaflusse stießen die Engländer auf den Feind, der sie vom Erdboden vertilgte. Nur ganz wenige, die sich im Röhricht des Schilfes verborgen hatten, entkamen und konnten ihren Freunden in Natalbucht die Schreckenskunde überbringen. Die Sulu folgten ihnen und zwangen die Angehörigen der Ermordeten, sich auf das in der Natalbucht ankernde Schiff „Komet" zu flüchten. Von dort aus mußten sie mit ansehen, wie die Sulu die kaum gegründete Stadt D'Urban dem Erdboden gleichmachten. Die Not unter den englischen Ansiedlern wurde so groß, daß die Kapregierung sie im August 1838 mit Lebensmitteln versorgen mußte. Als Dingaan davon hörte, schickte er wieder seine Sulu zum Angriffe vor und diese würden wohl den letzten Engländer aus Natal vertrieben haben, wenn sie nicht an dem Mute, der Zähigkeit und Ausdauer der Buren zurückgeprallt wären. Vom Kaplande und vom Freistaate her waren immer neue Ansiedler über die Drakensberge gekommen. Ein früherer Feldkornet Namens Pretorius sammelte aus ihnen etwa 500 Berittene, zu ihm stieß ein anderer Tapferer, Karl Landmann, der alle damals noch in der Bucht lebenden waffenfähigen Niederdeutschen um sein Fähnlein sammelte. Vorsichtig rückten sie, jeden Abend ein befestigtes Lager beziehend, vor. Auch am 16. Dezember 1838 hatten sie das am Umslatoofluſſe gethan, als sie früh kurz vor Sonnenaufgang von Dingaans Suluhorden angegriffen wurden. Geräuschlos wie Schlangen hatten diese sich im hohen Riedgrase herangeschlichen, um dann mit plötzlichem Kriegsgeheul gegen das befestigte Lager anzustürmen. Etwa 12,000 Sulukrieger standen dabei dem kleinen Häuflein von Niederländern gegenüber. Schon währte der Kampf über drei volle Stunden und die Belagerten hatten sich fast verschossen; da sah Pretorius, wie die Sulu alle auf eine besonders schwache Stelle des Lagers zum Angriffe zusammendrängten. Da ließ er zweihundert seiner besten Reiter an der dem bedrohten Punkte entgegengesetzten Seite des Lagers ausbrechen und in zwei Abteilungen herumschwenken, um den Feind in den Flanken zu packen. Das half. Mehr als 3000 Sulus blieben nach furchtbaren Handgemenge auf dem Platze.

Das Lager am Umslatoofluſſe.

Dingaan, der an diesem Tage selbst seine Krieger angeführt hatte, wurde von solchem Schrecken ergriffen, daß er seine Hauptstadt Umkongkloof selbst anzündete und mit seinem flüchtenden Haufen erst am Umwoloofluſſe wieder zu Atem kam.

Auf Seiten der Niederdeutschen waren nur wenige der Tapferen geblieben. Pretorius war verwundet; gleichwohl rückte er bis zu dem brennenden Umkongkloof vor, wo er die grausigen Ueberreste des ermordeten Retief und seiner Leute fand. Nachdem er diesen ein ehrenvolles Begräbnis gegeben hatte, trat er, immer vorsichtig im Rücken Erkundungsreiter aussendend, den Rückmarsch an. Am Omsingalinflusse erbeutete er 5000 Rinder von Dingaans Heerden, die er, zu Hause angekommen, an die Ansiedler verteilte.

Englische Eingriffe in Natal.

Inzwischen hatten die Engländer, deren ausschließliches staatsmäßiges Ziel es ja bekanntlich ist, „to make the natives happy“ durch Sir Geo. Napier den ersten Versuch gemacht, von der Natalbucht Besitz zu ergreifen. In der Aufforderung, die er erließ, hieß es: „Um dem ungesetzlichen Besitze von Landesteilen der Eingeborenen durch gewisse Auswanderer aus dem Kaplande (worunter die niederdeutschen Buren gemeint waren) die Unterthanen Seiner britischen Majestät sind, ein Ende zu machen“, sollte der befehlhabende Offizier des 22. schottischen Regimentes alle Kriegswaffen und allen Kriegsvorrat der Einwohner an dem Natalhafen mit Gewalt suchen, nehmen und in Militärbesitz behalten.

Der betreffende Offizier sah aber ein, daß dies zu einer blutigen Erhebung der Ansiedler führen müsse. So ließ er das Pulver den Buren unter der Bedingung, daß sie es nicht gegen die Eingeborenen gebrauchen sollten.

Inzwischen war von den Buren zum Andenken an ihre geliebten Führer Pieter Retief und Gert Maritz die Stadt Pieter Maritzburg begründet, und auch das von den Sulu zerstörte D'Urban war wieder aufgebaut.

Da Dingaan keine Ruhe hielt, verbündeten sich die Ansiedler mit seinem jüngeren Bruder Umpanda, der 4000 seiner Landsleute um sich sammelte. Unter Pretorius Führung zogen diese in Dingaans Gebiet, schlugen ihn bei Emagongo und vertrieben ihn bis zur Delagoabucht, wo er von dem Stamme der Umasuru getötet wurde.

Pretorius ernannte nun Umpanda am 14. Februar 1840 am Umvoloo zum Könige von Sululand. Zugleich ließ er das Gebiet von der Luciabucht bis zum Umzimvubuflusse als Freistaat von Natal verkünden.

Der Natal-Freistaat.

Die Kapregierung hatte kurz zuvor ihr 22. Regiment aus Natal zurückgezogen. Kaum aber sah sie, daß unter der Verwaltung von Pretorius geordnete Verhältnisse in Natal Platz griffen, daß z. B. Umpanda die Weißen von Natal für die gehabten Verluste mit 40000 Stück Vieh entschädigte, so änderten sie ihre Stellung, erklärten die freien Ansiedler als Aufständische und die Verkündigung des Freistaates als offenen Aufruhr gegen den britischen König.

Pretorius hatte darauf erklärt, der Oberhoheit des Königs von Holland zu unterstehen. Darauf hetzte der englische Oberst Cloete die Sulu gegen die Ansiedler auf und zugleich wurden von Kapstadt zwei Kriegsschiffe nach Natal gesandt, deren Geschütze vereint mit den

Mordbrennereien der Sulu die Anhänger des Pretorius zwangen, die Oberhoheit der Königin von England anzuerkennen, bezw., da sie nicht unter englischer Oberhoheit leben wollten, auch dies nach so vielen Kreuz- und Querfahrten, Gefechten und geradezu übermenschlichen Strapazen eroberte Land wieder zu verlassen, in neue und noch wildere Länder ziehend.

Gründung des Oranje-Freistaates.

Pretorius wanderte mit der Mehrzahl seiner Freunde über die Drakensberge zurück und gründete dort den Oranje-Freistaat, wurde aber 1848 auch von dort wieder vertrieben.

Natal englisch.

Und was haben die Engländer nun aus dem von den Buren für die weiße Rasse eroberten Natal zu machen verstanden? Im Gegensatze zu der allezeit bestimmten und herrenvölkischen Art, in der die Buren die mörderischen Kaffern bändigten und zu leidlich gesitteten Menschen veredelten, haben die Engländer durch eine hasenherzige Nachgiebigkeit den Uebermut der Sulu in unerhörter Weise genährt. Im Jahre 1879 haben sie den Sturm geerntet, den 1842 der Oberst Cloete gesät hatte, als er Umpanda zur Vertreibung der niederdeutschen Ansiedler anstachelte. Ihre Stellung zu Umpanda war die denkbar jämmerlichste, da es unter dieser Regierung keinem Weißen erlaubt war, das Land zu betreten ohne Erlaubnis des Suluhäuptlinges. Schimpflicher ist niemals der weiße Mann behandelt, als damals in Natal. Die Kapregierung drückte zu alle dem beide Augen zu; immer im Nutzen der Eingeborenen lieferte sie diesen durch englische Händler Waffen gegen die Buren, wie später in Südwestafrika gegen die Reichsdeutschen.

Die geschichtliche Abrechnung hat ihnen Umpandas Sohn Ketschewayo bei Isandulana, Slombana und Intombi im Jahre 1879 gegeben, wo die Engländer 2000 Tote auf der Wahlstatt ließen.

Das ist mehr, als die Engländer im Krimkriege verloren. Und es hat für England der Aufbietung äußerster Machtentfaltung bedurft, um Ketschewayos Herr zu werden. Sowohl in seiner politischen Ursache, als in seinem Verlaufe bewies der gegen Ketschewayo geführte Krieg wieder die gänzliche Unfähigkeit der Engländer, die Afrikaner zu verstehen und dem entsprechend zu behandeln.

Die Veranlaßung zu dem Streite gab die Sühne, die ein Sulu an seinem entlaufenen Weibe nahm. Er folgte ihr nach Natal, wohin sie sich geflüchtet hatte, und erschlug sie, wozu er nach den Rechtsanschauungen seines Stammes berechtigt war. England sah darin aber eine Verletzung seiner papierenen Rechte, und verlangte die Auslieferung des Mörders; und als Ketschewayo diese verzögerte, rückten englische Truppen über den Tugela, um sich dort die erwähnten furchtbaren Niederlagen zu holen. Nach Ueberschreitung der Grenze bei Rorkes Furt stieß ihre nördliche Hälfte bei Isandulana auf den Feind, den sie mit einer geradezu unverantwortlichen Taperhänsigkeit in offener Feldschlacht angriff, etwa 1400 Mann stark gegen viele Tausende von Sulu. Die Buren würden in solchem Falle ein verschanztes Lager bezogen und von diesem aus den Feind unter Feuer

genommen haben. Die Engländer unter Oberst Durnford gingen in ihrer thörichten Geringschätzung des Gegners so weit, daß sie weder das Lager befestigten, noch das Vorgelände erkundeten, noch in dem Lager die nötige Verteidigungsmannschaft zurückließen. So kam es, daß das Lager gleich zu Beginn des Gefechtes in die Hände der Sulu fiel und die Engländer, als sie sich verschossen hatten, auf das Bayonnet angewiesen blieben. Selbstverständlich fielen sie dabei der Wucht des Ansturmes ihrer Feinde zum Opfer. Nur etwa 40 Mann entkamen. Am Abende der Schlacht traf der Oberbefehlshaber Lord Chelmsford, der ebenfalls tagsüber Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, vor dem Lager ein, das er von den Sulu besetzt fand. Er hielt es für ratsam, sich nach Rorkes Furt zurückzuziehen.

Inzwischen hatte die südliche englische Abteilung unter Oberst Pearson sich bei Ekowe verschanzt. Lord Chelmsford war außer Stande, ihr Entsatz zu bringen. Erst als Verstärkungen aus Indien eingetroffen waren, gelang es, die Eingeschlossenen, deren Reihen durch Hunger und Krankheit arg gelichtet waren, zu befreien. Es war am 3. April. Die Not hatte ihren Gipfelpunkt erreicht.

Natürlich erhob sich in England nun ein ungeheueres Gezeter über die „Metzeleien" und das „Disaster" von Isandulana und am Intombiflusse. Wenn nämlich die Engländer in offener Feldschlacht besiegt werden, was recht oft vorkommt, so spricht die Londoner Presse von einem „mörderischen Hinschlachten" ihrer braven Rotröcke. Wenn aber englische Granaten eine offene Stadt vernichten, wie z. B. Alexandria, so wiederholt ganz England einstimmig das „Well done!" seines Admirales. Und das Niederbrennen harmloser Negerdörfer, das Niederknallen feiger Fellachen, wie z. B. bei Tel-el-Kebir, wird zum Gegenstande unvergänglicher Ruhmestitel gemacht.

In dem Sulukriege von 1879 hatten die Engländer umsoweniger Ursache, von einer Metzelei zu sprechen, als Ketschewayo es unbegreiflicherweise versäumte, das offen vor ihm liegende Natal nach Art seiner Vorgänger zu verwüsten. Wäre er nach Pieter-Maritzburg vorgedrungen, so wäre schwerlich ein Engländer aus Natal lebend herausgekommen.

Über Ketschewayo war verblüfft durch den Abfall seines Freundes und Blutsbruders John Dunn. Dieser war ein unter den Sulu aufgewachsener englischer Händler, ein tüchtiger mit allen Eigenarten der Sulu vertrauter Jäger, der sich durch glückliche Raubzüge Vermögen und Ansehen bei den Kaffern erworben hatte. Ketschewayo hatte ihm als Lohn für geleisteten Beistand einen Landstrich am Tugela geschenkt. John Dunn aber verließ nach dem Tage von Isandulana seinen Blutsbruder und ging, der Stimme des Blutes folgend, zu seinen weißen Stammesgenossen über.

Das war für die Engländer ein ganz unerwarteter Glücksfall. Der kürzlich verstorbene W. Joest, der sich zu jener Zeit in Natal aufhielt, erzählte, welcher Schrecken in D' Urban alle Welt ergriffen hatte. Der erste Beamte der Stadt riß aus nach Kapstadt; die

tapferen „Freiwilligen" weinten vor Angst, als sie gegen die Sulu marschieren sollten, und ihr Major bekam vor Furcht die Cholera nostras. Der gefürchtete Ueberfall Ketschewayo's aber blieb aus, und durch John Dunn's kriegsgeübte Schaaren wurde den Helden von D' Urban der Tod für das Vaterland erspart.

In dem Sulukriege ist, wie bekannt, der Prinz Ludwig Napoleon, der Sohn und Erbe Napoleons III., bei einem Erkundungsritte gefallen. Sein Begleiter, Leutenant Carey hatte den Prinzen, dem der Sattelgurt beim Aufsteigen gerissen war, in einer Rücksichtslosigkeit verlassen, die nicht anders wie als schimpfliche Flucht bezeichnet werden kann.

Eigentlich war der Tod dieses tapferen Prinzen der einzige Verlust, den die Engländer seit John Dunns Uebertritt in dem Sulukriege erlitten. Ketschewayo wurde besiegt, sein Land unter 13 Häuptlinge verteilt, er selbst wurde nach London gebracht, um die Segnungen der englischen Freiheit in White-Chapel kennen zu lernen. Nach dieser dem Suluhäuptlinge gewiß höchst schätzbaren Belehrung über die Segnungen der britischen Gesittung gab man ihm zwar nicht sein Reich, aber einen Teil des letzteren zurück, indem man ihn den Häuptlingen gleich stellte, die er vordem beherrscht hatte.

Einfacher wäre es ja gewesen, man hätte ihn gehenkt. Denn was bald darauf geschah, war schlimmer für das Land: der Häuptling Usipebu, der mit Recht Ketschewayos Rache fürchtete, überfiel diesen und tötete ihn. Woraus man wieder einmal ersehen konnte, wie die englische Staatskunst einzig und allein darauf hinausläuft: „to make the poor natives happy!"

Das Glück der armen Eingeborenen war es denn auch, das England einzig und allein im Auge hatte in der Behandlung, die es Dinisulu zu Teil werden ließ. Ketschewayos sämmtliche Brüder sowie sein Thronerbe Umdabuko hatten sich nämlich bereit erklärt, Dinisulu als alleinigen König vom Sululand anzuerkennen.

Die Engländer versuchten, diese Anerkennung zu verhindern. Aber Dinisulu besiegte seine Gegner Oham und Usipebu. Letzterer flüchtete sich auf das britische Gebiet, aber die erhoffte Unterstützung fand er dort nicht; denn durch die Siege Dinisulus hatten sich die Engländer vollständig von der Gesetzmäßigkeit seiner Erbberechtigung überzeugt.

Dinisulu hatte seinen Sieg übrigens nur einer Rückendeckung von Buren zu verdanken, die unter Führung von Lukas Meyer nach Westsululand gekommen waren und sich dann dort festsetzten. Dinisulu überließ ihnen den nördlichen Teil seines Landes, in dem sie am 16. August 1884 die „Neue Republik" gründeten.

Die Lucia-Bucht.

Zu ihrem Gebiete gehörte auch die Lucia-Bucht, auf die Lüderitz Ansprüche erworben hatte, die indessen seitens der deutschen Regierung nicht anerkannt wurden, da die englischen Ansprüche älter waren. Noch älter als diese englischen Ansprüche waren aber die der Buren, da diese sich auf die 1840 durch Umpanda ihnen eingeräumte Abtretung beriefen. Die Transvaalregierung, die sich für die Rechtsnachfolgerin der 1840 aus Natal in Sululand eingewanderten Buren betrachtete, hat gegen

die englische Besitzergreifung der Lucia-Bucht Verwahrung eingelegt. Aber es ist bei dem papierenen Widerstande geblieben. Die Bucht mit einem schmalen Küstenstreifen war und blieb englischer Besitz, und die Buren waren dadurch abermals von der See abgedrängt.

Dagegen setzten sie sich nun so entschiedener in dem Hinterlande fest, indem sie die Sulu Schritt für Schritt zurückdrängten und von dem Lande Besitz ergriffen, ohne daß die Engländer dies hindern konnten.

Die „Neue Republik" wurde dann auch im Oktober von dem Natalgouvernör anerkannt. Das Jahr darauf hat sie sich, ebenso wie früher die Leydenburger, mit dem Transvaal verschmolzen.

Doch blicken wir, bevor wir uns der Geschichte der Transvaalburen zuwenden, zunächst noch einmal auf Natal und die anderen britischen Besitzungen zurück. Mit Opfern an Gut und Blut, die in gar keinem Verhältnisse zu dem Erfolge gestanden haben, hat England endlich diese Gebiete sich unterworfen. Aber das Ergebnis dieser Unterwerfung ist letzten Endes durchaus kein Anlaß zu irgend welchem Stolzgefühle für den weißen Mann in den britischen Besitzungen; denn die britische Herrschaft sitzt dort so lose, wie der Spatz auf dem Dache.

Die Sulugefahr in Natal.

Insbesondere ist mit dieser Herrschaft für die Ständigkeit der weißen Rasse nichts gewonnen. Denn die englische Regierung war außer stande, zu verhindern, daß immer größere Scharen von Sulus sich in Natal festsetzten. Es mögen wohl mehrere Hundert ursprünglich flüchtiger Stämme in Natal wohnen.

Aeußerlich haben diese die englische Regierung anerkannt. Sie sind auch zu Wohlstand gelangt, manche Stämme haben Ochsenwagen und Pflüge. Einzelne besonders geweckte Burschen unter ihnen sprechen englisch und kleiden sich zum Entzücken der englischen Missionarstöchter nach englischer Sitte. Aber in ihren Grundanschauungen sind sie noch heute dieselben wilden Sulu, wie ehedem, dasselbe kampflustige, opferfreudige Kriegervolk, wie zu Dingaans und Ketschewayos Zeiten. Nur der Unterschied tritt hervor, daß sie den Speer vielfach mit der englischen Mehrladerbüchse vertauscht haben. Und auch das steht bei allen Kennern ihres Karakters fest, daß sie, wenn es nach ihnen ginge, am liebsten die Weißen allesamt in die See jagten, auf der diese gezogen gekommen sind auf ihren fremden Zauberschiffen.

Berücksichtigt man nun, daß diesen heute über eine halbe Million Sulu nur wenige englische, bezw. deutsche Ansiedler gegenüberstehen, so wird man erkennen, wie unsicher die Verhältnisse in Natal sind. Hieran wird auch kaum etwas geändert durch die Thatsache, daß nach der Entdeckung der Goldfelder von Johannesburg die städtische Bevölkerung in Natal sich wesentlich gehoben hat. Denn diese Augenblicksbevölkerung könnte, wie die Geschichte bewiesen hat, den Sulu nicht entfernt den zähen Widerstand entgegensetzen, wie die landsässigen Buren gethan haben würden, hätte der englische Neid sie nicht 1842 aus Natal vertrieben. So werden die reichen Weiden dieses von

Gott so gesegneten Landes wohl auf absehbare Zeit hin noch Zeugen wilder Raubzüge bleiben. Und zwar ist diese Möglichkeit in besonders ernste Erwägung gerückt durch die kürzlich erfolgte Freilassung Dinisulus, der seit seiner Verurteilung zusammen mit seinem Oheime auf St. Helena gefangen gehalten wurde. Die Weißen haben gegen seine Freilassung entschieden Verwahrung eingelegt, aber dem Einflusse des Sir Harry Escombe ist es zu verdanken, daß die Freilassung des „jungen Fürsten", wie ihn sein Volk nennt, dennoch erfolgte. Die Folgen dieser thörichten Maßregel können nicht ausbleiben!

Aber auch der an der Küste gelegene, zu Pflanzungen aller Art bestens geeignete Strich von Natal wird schwerlich unter englischer Herrschaft zum rechten Aufblühen kommen. Denn hier hat sich dank der verkehrten Eingeborenenbehandlung eine andere Rasse eingenistet, die geradezu zur südafrikanischen Plage sich entwickelt: die indische. Während die Sulu eine staatsmäßige Gefahr bilden, ist in dem Ueberhandnehmen der indischen Menge eine unwiderstehliche wirtschaftliche Gefahr für die weiße Bevölkerung zu erblicken. Im Jahre 1880 gab es in Natal erst 18000 Indier, 1891 bereits über 43000 und heute dürfte bald eine Million dieses Gesindels in Natal zu zählen sein. Wie die Chinesen in ihren Auswanderungsländern drücken diese Indier Handel und Handwerk in einer Weise, daß dem Europäer das Leben unerträglich wird.

Deutsche Ansiedelungen.

Hierunter haben namentlich auch die deutschen Ansiedelungen in der Nähe von D'Urban zu leiden. Diese sind, abgesehen von den zahlreichen deutschen Missionsplätzen, zurückzuführen auf ein im Jahre 1853 von einer englischen Gesellschaft begonnenes, aber bald wieder aufgegebenes Baumwollenbau-Unternehmen. Es wurden dazu 50 Osnabrücker Familien in New-Germany angesiedelt. Als die Gesellschaft sich auflöste, verkaufte sie ihr Land diesen deutschen Arbeiterfamilien, und diese sind darauf zu leidlichem Wohlstande gelangt. Unter einer Burenregierung würden sie aber fraglos sehr viel weiter gekommen sein; denn unter einer solchen würden ihnen nicht Hindus und Sulus über den Kopf gewachsen sein. Indessen sind diese Leute zähe. Und so steht zu hoffen, daß sie auch die Segnungen der britischen Regierung standhaft überdauern werden und dies umsomehr, als ihnen von Hause aus die niederdeutsche Sprache geläufig ist.

Basutoland.

Auch die Erfolge, welche die Engländer in Basutoland errungen haben, beweisen, daß es mit dem vielgerühmten Siedelungstalente der Engländer nicht gar so weit her ist, als man meinen möchte.

So geschickt sie in der geringschätzigen Behandlung der festländischen Schreibherren verfahren sind, so wenig glücklich ist, bei Lichte betrachtet, oft ihre Behandlung der Eingeborenen gewesen. Die Erfolge ihrer Weltherrschaft verdanken sie nächst ihrer rücksichtslosen Verwegenheit und Treulosigkeit wirklich in erster Linie der oft erwähnten „Dummheit der anderen Völker".

Die südafrikanischen Wilden dürfen den Ruhm für sich in An-

spruch nehmen, daß sie den Engländern mehr zu schaffen gemacht haben, als die festländischen Staatsmänner.

Das Basutoland, westlich der Drakensberge, also zwischen Natal und dem Oranjefreistaate gelegen, ist eins der gesegnetsten Länder von Südafrika. Es würde unter der Herrschaft der Buren zu einem Garten Gottes geworden sein. Seinen natürlichen Anschluß würde es auch weit besser an den Freistaat gefunden haben, als an Natal, von dem es durch das hohe unwegsame Gebirge getrennt ist. Die Buren begannen daher auch bereits, sich in dem weidereichen Lande festzusetzen. Und da die Viehdiebstähle der Basuto sie arg belästigten, so unternahmen sie 1865 einen Zug in das Basutoland. Die Basuto wurden von den Engländern zwar mit Waffen versorgt, vermochten sich aber gegen die Buren nicht zu halten. Im Jahre 1869 war so ziemlich das ganze Land in der Gewalt der Buren. Da erwachte in England wieder das unwiderstehliche Bedürfnis, „to make the poor natives happy". Es erklärte das Basutoland für englisches Gebiet, und die Buren mußten sich murrend zurückziehen.

Selbstverständlich war Basutoland nun damit noch nicht für die Engländer gewonnen. Sobald die Basuto sahen, daß ihre Besieger, die Buren, aus dem Lande verschwunden waren, kehrten sie zurück. Als die Engländer sie aber zu irgend welchen Leistungen, z. B. zur Hüttensteuer, heranziehen wollten, empörten sie sich. Nur durch den Verrat einiger ihrer Häuptlinge wurden sie schließlich 1881 besiegt. Aber der Friede ist seitdem und bis auf diesen Tag ein fauler geblieben. Der Basutokrieg hatte dem Kaplande 90 Millionen Mark gekostet.

Nach dem Kriege wurde das neue Gebiet an das Mutterland abgetreten, wofür das Kapland jährlich 400000 Mark zahlen muß. Gleichwohl hat England in diesem Lande nicht das Geringste geleistet. Aber es hat doch die Genugthuung, den Buren ein schönes, zukunftsreiches Gebiet entrissen zu haben.

Betschuanenland.

Der gleiche Wunsch, „Ellenbogenraum für die angelsächsische Rasse" zu schaffen, veranlaßte England, sich im Betschuanenlande festzusetzen. Man muß zugeben, daß es hierzu, vom englischen Standpunkte aus gesehen, die höchste Zeit war. Denn die deutsche Erwerbung in Lüderitzland barg, nicht sowohl von deutscher als von burischer Seite, die ungeheure Gefahr für die Engländer, daß die Transvaalburen nach Westen hin den Anschluß an die See erreichten, den die Engländer um jeden Preis ihnen verwehren wollen. Daß die deutsche Regierung so thöricht handeln würde, die Buren aus ihrer Besitzung fernzuhalten, konnten ja die Engländer unmöglich ahnen, da sie damals mindestens unser Verständnis für afrikanische Fragen wesentlich überschätzt haben. Inzwischen haben sie uns ja wohl besser kennen gelernt!

Die Unterwerfung der feigen, in viele kleine Stämme zersplitterten Betschuanen fiel den Engländern um so leichter, als sie durch die englischen Missionen bereits seit langer Zeit mit der Denkweise ihrer nunmehrigen Herren vertraut gemacht waren. So ganz nebenbei steckten

die Engländer bei dieser Gelegenheit (4. 12. 1884) zwei neubegründete Buren-Freistaaten, Stellaland und Goosen ein, die im Betschuanenland von Vortrekkern begründet waren, und vereitelten damit schlauer und weitblickender Weise die Verbindung von Deutsch-Namaland mit dem Transvaal.

Die Buren-Freistaaten.

Doch wenden wir uns, bevor wir das weitere Vordringen der Engländer, namentlich ihre Stellung in Matabeleland ins Auge fassen, zunächst zu der Geschichte der Buren-Freistaaten. Wir haben gesehen, daß die Voortrekker Moselikatse, den Häuptling der Matabele, über den Limpopo vertrieben und sich am unteren Vaalstrome niedergelassen hatten. Unter Führung von Potgieter hatten sich auch am Oranjeflusse einige Gruppen niedergelassen. Zu ihnen stießen die aus Natal über die Drakensberge zurückkehrenden Trekker unter Führung von Pretorius. Diese kamen gerade zu der Zeit an, als der Guvernör der Kaplandes, Sir Harry Smith, den Freistaat unter englische Oberhoheit gestellt hatte. In Potschefstroom, wohin sie zunächst zogen, stellten sie fest, daß dies gegen den Willen der Mehrheit der Bevölkerung geschehen sei. Als alle ihre Einsprüche unbeachtet blieben, drang Pretorius nach Bloemfontein vor, wo die Engländer eine Befestigung angelegt hatten, und zwang die dortige Besatzung zur Uebergabe. Darauf wurde er von den Engländern für vogelfrei erklärt, ein Preis von 200 Pfund wurde auf seinen Kopf gesetzt, und Sir Harry Smith rückte mit 700 Mann im Freistaate ein.

Bei Boomplats fand die Entscheidung statt, die zu Ungunsten der nur 300 Buren ausfiel, denen eine dreifache Uebermacht gegenüberstand. Ungeachtet ihre Tapferkeit mußten die Buren weichen, Pretorius floh nach dem Transvaal, und der Freistaat wurde — am 7. September 1848 — zum englischen Gebiete erklärt.

Die Oranje-River-Society, wie dies englische Neuland nun getauft wurde, hatte indes nur kurzes Leben.

Der Guvernör hatte seine Herrschaft abermals mit einer Grausamkeit eingeleitet, indem er einen jungen Buren, der bei Boomplats verwundet in Gefangenschaft geraten war, als Aufrührer hängen ließ. Infolgedessen zogen zahlreiche Familien über die Grenze in das Transvaal, wo Pretorius seinen Anhang in Potschefstroom versammelte, während die Anhänger von Potgieter sich in Lydenburg und Zoutpansberg niederließen. Die Engländer ließen diese beiden Freistaaten unbehelligt, sie hielten es sogar am 31. Dezember 1851 für geraten, die Unabhängigkeit des ganzen Transvaal anzuerkennen. Potgieter und Pretorius versöhnten sich bald darauf, aber die Verschmelzung der in Transvaal begründeten Freistaaten kam noch nicht zu stande.

Oranje-Freistaat.

Inzwischen waren im Oranje-Lande die Basutos eingefallen. Lord Grey gelangte daher zu der Ueberzeugung, daß es das Geratenste sei, auch dies Land freizugeben. Am 23. Februar 1854 wurde der diesbezügliche Vertrag unterzeichnet. Zum vorläufigen Präsidenten des Oranje-Freistaates wurde J. Hoffmann gewählt, der dann durch J. N. Boshoff als ersten Präsidenten ersetzt wurde.

Einigungsbestrebungen.

Von da ab beginnt die geschichtlich außerordentlich lehrreiche Einigungsbestrebung der Buren, die so oft durch kleinliche Zänkereien gestört wird, Schritt für Schritt aber doch dank der ewigen Feindseligkeiten der Engländer zur Herausbildung eines tieferen Volksbewußtseins führt und heute als Ziel die Einigung aller afrikanischen Niederdeutschen klar erkennen läßt.

Unstreitig gebührt Pretorius das Verdienst, diese Einigung zuerst mit Leidenschaft als staatsmäßiges Ziel erfaßt und angestrebt zu haben.

Die Zoutpansberger hatten, nachdem Potgieter im Kampfe gegen die räuberischen Kaffern gefallen war, seiner Witwe die Leitung des Staatswesens übertragen. Diese heiratete darauf einen gewissen S. Schoeman, dessen Eigensinn seinem Volke viel schweren Schaden gebracht hat. Da Pretorius sich mit diesem Hartkopfe nicht zu einigen vermochte, so versuchte er zunächst die Einigung mit dem inzwischen freigegebenen Oranje-Staate. In Bloemfontein, wohin er zur Verständigung gekommen war, wurde er aber von dem Präsidenten J. N. Boshoff schlechtweg des Landes verwiesen.

Infolge dieser Beleidigung kam es zum Kriege. Am Vaalflusse standen sich die Krieger des Freistaates und des Transvaal gegenüber. Da aber Pretorius erfuhr, daß die Zoutpansberger ihm in den Rücken fallen wollten, schloß er mit Boshoff Frieden. Dann wandte er sich gegen den verräterischen Schomann, dessen Streitkräfte die Waffen streckten. Damit hörte das Staatswesen von Zoutpansberg auf, zu bestehen; es wurde mit dem Transvaalstaate verschmolzen. Drei Jahre später, 1860, wurde auch Lydenburg diesem einverleibt. Und an Stelle von Potschefstroom wurde das inzwischen begründete Pretoria zur Hauptstadt des Transvaallandes erklärt.

Diese Erfolge und das redliche Wesen von Pretorius öffneten den Buren im Oranje-Freistaate die Augen und die Herzen. Und da Boshoff Ungeschicklichkeiten über Ungeschicklichkeiten beging, schließlich sogar zum Schutze des Freistaates ein Bündnis mit der Kapregierung schließen wollte, so wurde er gezwungen, die Regierung niederzulegen, und Pretorius wurde zum Präsidenten des Oranje-Freistaates gewählt.

Damit wäre die Einigung der beiden Burenstaaten vollzogen gewesen, wenn die Buren ein staatskundig reifes Volk gewesen wären. Das waren sie aber ganz und gar nicht. Und so wurde es den Engländern leicht, die Erstarkung dieses Nachbarstaates zu verhindern. Sie erklärten, daß die Vereinigung beider Staaten den Unabhängigkeitsverträgen widerspreche und hetzten in Transvaal die Buren gegen Pretorius auf. Englands großer Bundesgenosse, „die Dummheit der anderen Völker", half ihm auch in jenen Tagen zum Siege, als die Herrschaft der angelsächsischen Rasse in Südafrika ernsthafter, wie je, bedroht war. In Pretoria bildeten sich zwei Parteien, deren Kämpfe das blühende Transvaal verwüsteten. Und im Freistaate logen englische Spitzel den gutmütigen Buren vor, daß die Vereinigung mit den Hungerleidern des verwüsteten Transvaalstaates für den Freistaat

Mangel an Volksbewußtsein, innere Zwiste.

nur Schaden bringen würde. Anstatt diese Unfriedenstifter totzuschlagen, wie räudige Hunde, schenkten die Buren ihnen Glauben. Und so sah Pretorius den schönen Traum seines Lebens, die Einigkeit und Freiheit der Burenstaaten, in Nebel zerfließen. Im Jahre 1864 legte er die Regierung des Oranje-Freistaates nieder und kehrte nach Pretoria zurück, wo er wieder zum Präsidenten gewählt wurde.

Die Vereinigung der beiden Staaten war verhindert, und sie sind länger als dreißig Jahre getrennt geblieben. Erst im Jahre 1895 wurden die Einigungsverhandlungen wieder aufgenommen, die nun endlich zu einem befriedigenden Ergebnisse geführt haben.

Das Vermächtnis von Pretorius.

Es ist unverkennbar, daß dies Einigungswerk in erster Linie dem von außen durch England geübten Zwange und den neuen Aufgaben zu danken war, vor die sich die Buren durch die Entwickelung der Betriebsamkeit gestellt sahen. Aber unbestreitbar bleibt es das große Verdienst von Pretorius, daß er seinem Volke den allein möglichen Weg zur Größe in der Einigung aller Buren gewiesen hat. Die Erfüllung dieses Vermächtnisses ist daher auch das Ziel der Sehnsucht aller ernsthaft Gebildeten in der niederdeutschen Welt Afrikas geblieben. Und es wird von der Tiefe der jetzt die Buren durchzitternden geistigen Bewegung abhängen, ob diese spröden Erze sich endlich verschmelzen werden in dem Feuer einer reinen völkischen Begeisterung, die ihnen so sehr bisher gefehlt hat.

„Gottes Mühlen mahlen langsam, mahlen aber selten fein!"

Auch Englands aufgehäufte Schuld wird einmal doch noch in Südafrika sich rächen; denn sie ist es, die alles, was niederdeutsch ist, zusammenschweißt im Hasse gegen das Angelsachsentum.

Dieser Haß ist namentlich dadurch so sehr genährt, daß England wiederholt Länder, in denen es nicht mit den Eingeborenen fertig zu werden vermochte, den Buren überließ, dann aber, sobald diese geordnete Zustände hergestellt hatten, die britische Oberhoheit über diese Gebiete erklärte.

Kimberley.

Die frechste derartige Räuberei war die im Jahre 1871 im tiefsten Frieden ausgeführte Einverleibung der Diamantfelder von Kimberley, deren Gebiet seit dem Vertrage von 1854 im zweifellosen rechtlichen und tatsächlichen Besitze des Oranje-Freistaates gestanden hatte, nach der Entdeckung der ungeheueren Schätze nun aber den Engländern begehrenswert erschien.

Kapitän Aug. F. Lindley hat (London 1873) in seinem Buche „Adamantia" diesen Handstreich sehr ausführlich beschrieben, und Ernst von Weber („Vier Jahre in Afrika", Leipzig, F. A. Brockhaus, 1878) der zufällig damals sich in Kimberley befand, hat mit gutem Humor geschildert, wie einfach und glatt dieser Raub sich vollzog:

„Am 7. November hat hier ein wichtiges Ereignis sich vollzogen: die sämtlichen Diamantfelder, Pniel und die übrigen Flußgräbereien, sowie die vier trockenen Gruben von New-Rush, Dutoitspan, De Beers und Bultfontein sind vom englischen Reiche einverleibt, der Oranje-Freistaat ist somit ohne Weiteres enteignet worden. Die

Sache ging sehr einfach vor sich. Ein Trupp berittener englischer Polizisten erschien, ihr Anführer verlas auf dem Marktplatze von New-Rush ein Aktenstück, ließ die Fahne des Oranje-Freistaates von dem Mastbaume, an dem sie bisher geweht hatte, herunterholen und hißte dafür die britische Flagge auf. Der Landdrost Truter legte zwar feierliche Verwahrung gegen die mitten im Frieden vollführte Wegnahme eines Landstriches ein, der seit siebzehn Jahren unbestrittenes Eigentum des Freistaates gewesen war, zog sich indessen selbstverständlich zurück, da der arme, schwach bevölkerte Freistaat mit kaum 60000 weißen Einwohnern doch unmöglich dem mächtigen englischen Weltreiche mit seinen 284 Millionen Unterthanen den Krieg erklären konnte!

Die Diamantengräber verhielten sich anscheinend teilnahmlos bei dem Vorgange; doch machte sich wohl in den Köpfen vieler von ihnen die Befürchtung geltend, daß nun die gute Zeit hier vorüber sei, und daß England die negerfreundlichen Gesetze des Kaplandes auch in der neuen Besitzung einführen würde, wonach jeder Schwarze wieder Diamanten graben und verkaufen dürfe. Denn die Besitznahme der Diamantfelder seitens Englands fußte ja auf dem, beiläufig bemerkt, vollständig unbegründeten Eigentumsrechte, das ein schwarzer Häuptling Namens Waterbur auf den betreffenden Besitz zu haben vorgab; dies Besitzrecht trat Waterbur, auf Antrieb eines Herrn Arnot, eines schlauen, ungemein geschäftigen und ränkevollen Landspekulanten, an England ab, indem er sich und „das ihm zugehörige Land" dem Schutze und der Herrschaft des britischen Szepters unterwarf. Wie könnte also eine Regierung, die nach ihrer Angabe das Land aus den Händen eines schwarzen Häuptlings empfing, dessen schwarzen Bewohnern das Graben nach Diamanten auf ihrem eigenen angestammten Grunde und Boden verbieten wollen!"

Englische Mißwirtschaft.

Das ist dann auch selbstverständlich nicht geschehen. Der Diamantendiebstahl und der Handel mit gestohlenen Diamanten rissen von Stund an in dem nunmehr „West-Griqualand" genannten englischen Gebiete ein, in dem die Regierung des Freistaates bisher vortrefflich Ordnung zu halten verstanden hatte. Die Diebsgesellschaften ordneten sich förmlich und verleideten den Diamantengräbern das Leben, ohne daß England diese in ihren Rechten schützte.

England hatte übrigens an dem Wohlergehen dieser Gräber eine geringe Anteilnahme. Es begünstigte vielmehr von vornherein die Bildung jener Großgesellschaften, um deren Verschmelzung der später so berühmt gewordene Cecil Rhodes sich ein so großes Verdienst erworben hat und die als der eigentlichste Todfeind der Buren betrachtet werden müssen.

In Kimberley waren es hauptsächlich die Landgüter der Buren van Niekerk, van Wyk und de Beer, auf denen die meisten Diamanten gefunden wurden. Auf des Letzteren Grundstücken wurde die so bekannt gewordene Colesberg Kopje aufgeschlossen. Hans de Beer haßte aber das Leben zwischen dem nun herlaufenden Gesindel.

Er verkaufte sein Grundstück für 6 000 £ an eine Gruppe von Geldleuten, sammelte seine Heerden und zog nach dem Transvaal, wo er 1882 als wohlhabender Mann gestorben ist. Vier Jahre später verkauften seine Rechtsnachfolger die Colesberg-Kopje an die Kapregierung für 100 000 £. Auch diese hat sich bei dem Kaufe gut gestanden, da aus der Kopje allein innerhalb der folgenden neun Jahre Diamanten im Werte von 1 200 000 £ gefördert sind.

Abfindung des Oranjefreistaates.

Der Oranjefreistaat hatte das Diamantengebiet sofort nach dem Bekanntwerden der ersten Diamanten (1867 sah ein Händler O'Reilly auf van Niekerks Besitzung die Kinder mit einem 21 Karat schweren Diamanten spielen, den ein Buschmannsjunge von Oranje aufgelesen hatte) zum Staatseigentum erklärt. Der englischen Gewalt mußte der Freistaat weichen. Nach vielen Jahren erhielt er als Abfindung die Summe von 85 000 £ ausbezahlt — für Gruben, deren jährlicher Durchschnittsertrag 4 Millionen Pfund Sterling überstieg. Die alles Maß übersteigende Begünstigung des Groß-Unternehmertumes hat sich aber bitter gerächt, und der Raub von West-Griqualand hat England ebensowenig Freude, als Ehre eingetragen. Herr Rhodes und seine Freunde haben sich bereichert, aber über das Land brach nach der Zeit des Diamantenschwindels ein Krach herein, unter dem die Kaufmannswelt von ganz Südafrika schwer gelitten hat. Die Vernachlässigung des Landbaues und der Schafzucht, die gänzliche Entsittlichung und Unbotmäßigkeit der Eingeborenen, Rechtlosigkeit und Elend der Europäer: das sind die ruhmreichen Folgen der britischen Herrschaft über West-Griqualand, das ehedem unter der Herrschaft des Freistaates ein blühender Garten Gottes gewesen war.

Transvaal.

Im Transvaal hatte man mit Groll und Erbitterung der Vergewaltigung des Freistaates zugesehen; Jedermann fühlte, daß das gleiche Schicksal bei nächster Gelegenheit auch dem Transvaal bevorstehe. Der natürliche Reichtum ihres Landes war den Transvaal-Buren kein Geheimnis. Der Weizen gedeiht im Transvaal so vortrefflich, daß der Leydenburger Weizen auf der Pariser Weltausstellung wegen seiner Schwere und weißen Farbe einen ersten Preis holte; im mittleren und nördlichen Teile des Landes geben Thee, Kaffee, Baumwolle und Tabak reiche Erträge. Die Früchte des gemäßigten Himmelsstriches, Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Pflaumen und Weintrauben, schmücken die Tafel des Buren zur einen, die der heißen Landstriche, Apfelsinen, Zitronen, Ananas, Bananen, Datteln, Guyaven zur anderen Jahreszeit. Der Erzreichtum des Landes würde diesem auch ohne die Funde von Gold und Diamanten eine große Zukunft versprechen. Kupfer, Zinn, Quecksilber, Kobalt, namentlich aber Eisen und Blei sind in großen Mengen vorhanden. Eisen liegt, oft als Magneteisenstein, an vielen Orten zu Tage. Schon 17 Meilen von der Delagoabucht birgt das in Treppen aufsteigende Hochland ausgedehnte Kohlenlager.

Grund genug für die Buren, mit Mißtrauen den Engländern auf die Finger zu passen. Leider wurde dies gesunde Mißtrauen

stark beeinträchtigt durch die ewige Uneinigkeit der Buren. Dazu kam zu sehr ungelegener Zeit ein Grenzstreit mit Natal. Es brachen Unruhen aus, infolge deren Pretorius zum zweiten Male seine Präsidentschaft niederlegte. Der an seiner Statt gewählte Präsident Bürgers, war ein wohlmeinender, aber willensschwacher und wenig welterfahrener Mann. Er verdankte seine Wahl dem Widerstande gegen die kapische Synode, die ihn wegen seiner Hineigung zu einer freieren kirchlichen Auffassung seines Predigeramtes entkleidet hatte. Nachdem er durch die englische Verwaltung auf Grund seiner geschickten Verteidigung wieder in sein Amt eingesetzt war, legte er dies freiwillig nieder und zog nach dem Transvaal, wo ihm seine Rednergabe Einfluß verschaffte. Die kapische Synode versuchte ihn bei den Buren unbeliebt zu machen und erreichte, da ihre Abgesandten wenig wählerisch in ihren Mitteln waren, nur das genaue Gegenteil ihrer Absicht: die sonst „immer mit dem Herrn" bleibenden Buren wählten den ehemaligen Prediger zum Präsidenten. Bürgers hatte die besten Absichten, war aber den englischen Ränken nicht gewachsen. Durch seinen unglücklichen Zwist mit der Synode verfeindete er sich mit der starr gläubigen Richtung unter den Buren. Mehrere Hunderte von diesen verkauften ihre Höfe und zogen unter van der Merwe nach Damaraland, wo viele zu Grunde gingen; der Rest zog bis an die Grenze von Ovamboland und gründete dort den kleinen Freistaat Upingtonia. Aus diesen wichen sie kurz nach der Besetzung der Küste durch die Reichsdeutschen im Jahre 1884 vor dem vereinigten Ansturm der Ovambo und der Herero und zwar, wie es scheint, zu ihren Volksgenossen im benachbarten Humpata. 1895 kehrten sie zum Teile zurück und besiedelten wieder auf Grund mit der deutschen Regierung, gemischt mit reichsdeutschen Reitern ihr altes Gebiet im Otwibezirke, um den Waterbury und Grootfontein, diesmal aber für ewige Zeit und als Kern eines neuen deutschen Stammes!

Präsident Bürgers.

Einen noch schlimmeren Fehler beging Bürgers bei der Begründung einer Gesellschaft zur Erbauung einer Bahn von der Delagoabucht nach dem Transvaal. Sehr richtig hatte er erkannt, daß eine solche Bahn mit einem Schlage Transvaal an den Weltverkehr anschließen und damit von dem Kaplande unabhängig machen würde. Aber die Art, wie er seinen Plan auszuführen suchte, hat das Transvaal in namenloses Unglück gestürzt. Durch einen Vertrag mit Portugal sicherte er zunächst dem Transvaal bedeutend niedrigere Einfuhrzölle, wie sie Natal erhob. Dann ließ er sich vom Volksraad die Ermächtigung geben, eine Anleihe von 6 Millionen Mark aufzunehmen. Er unterschätzte dabei den Ernst der englischen Eifersucht. Wenn die Bahn zu Stande kam, so war Natal schwer geschädigt; und Bürgers hätte die Engländer doch gut genug kennen sollen, um zu wissen, daß sie einen solchen Schlag nicht ruhig hinnehmen würden. Wollte er schon in dieses Wespennest greifen, so hätte es mit eiserner Faust geschehen müssen. Hiezu aber war Bürgers nicht der Mann. Er ging nach Holland, um dort das Geld zum Bau der Bahn auf-

Der erste Plan zur Delagoabahn.

zubringen. Es gelang ihm aber nur, 1 800 000 Mk. zusammenzutrommeln, die er sofort zum Ankaufe von Eisenbahnschienen, Schwellen und Dampfwagen verwandte, die indessen in den holländischen Häfen herumlagen und verdarben, bis schließlich England den ganzen Vorrat übernahm. Dieser verfrühte und mißlungene Plan stürzte das Transvaal in schwere Schulden. Als Bürgers heimkehrte, waren die Engländer nicht müssig gewesen, und er fand sein Ansehen untergraben.

Transvaal englisch.

Dazu kam im Jahre 1876 der Krieg mit dem recht mächtigen Kaffernhäuptlinge Sikukuni. Die Engländer verhandelten mit diesem, Ketschewayo und den Swasie, ohne sich um die Buren zu kümmern. Unter dem Vorwande, daß es im Nutzen des Natallandes unumgänglich sei, die Verhältnisse in Nordtransvaal zu ordnen und „to make the poor natives happy", schickten sie Sir Theophilus Shepstone nach Pretoria. Dieser köderte einen Teil der Buren durch die Aussicht auf das „Bündnis aller südafrikanischen Staaten", das im weiteren Verlaufe der Transvaalgeschichte noch so oft eine Rolle gespielt hat, andere durch die Zusage, England werde die vom Präsidenten Bürgers verpfuschte Delagoabuchtbahn bauen, und wieder andere geradezu durch Bestechung. So unter der Hand ließ der höchst ehrenwerte Sir auch durchblicken, daß im Notfalle England den Buren ihren Freund Ketschewayo über den Hals schicken werde. Dann sammelte er Unterschriften für seine Begrüßung, in der freilich von der Einverleibung von Transvaal kein Wort stand. Und als er etwa 2000 solcher Unterschriften beisammen hatte, verkündete er, während englische Truppen in Transvaal einrückten, am 12. April 1877 dies für englisches Gebiet.

Bald darauf wurde England aber (1879) in den auf S. 26 bereits erwähnten Sulukrieg verwickelt, der zwar schließlich glücklich für England ablief, aber sicher nicht dazu beitrug, die Achtung der Buren vor den Engländern zu erhöhen. Dazu kam die Mißwirtschaft der englischen Beamten, die das Land dem Untergange nahe brachten. Der Unwille der Bedrückten wuchs, um schließlich 1880 zu jenem Unabhängigkeitskampfe zu entflammen, der den Buren die herzlichste Anteilnahme der ganzen gesitteten Welt eintrug.

Der Unabhängigkeitskampf.

Ein kleines Volk von wenigen Tausenden, abgeschnitten von aller Welt, bot dem mächtigsten Weltreiche des Jahrhunderts Trotz und säuberte sein Land bis auf den letzten Mann von diesem Feinde. Wo immer die Buren auf englische Truppen stießen, mußten diese weichen, bei Middelburg, bei Bronkhorstspruit, bei Potschefstroom, bei Laingsnek und bei Shuinshoogste. Nur die Zitadelle und die Außenwerke von Pretoria hielten sich noch. Da kam es am 28. Februar 1881 zur Schlacht am Amajuba-Berge, auf dem die Engländer unter dem General Sir B. Cooley eine beherrschende und sehr feste Stellung inne hatten. Als die Buren dies frühmorgens gewahr wurden, wollte General Joubert, ihr Oberbefehlshaber, sich zurückziehen. Da ging Vechtgeneral Smit mit 150 Freiwilligen vor und warf, von Klippe zu Klippe den steilen Berg nehmend, die 600 Engländer zurück. Mit

nie fehlender Sicherheit trafen die Burenkugeln die Köpfe der Engländer, wo einer sich zeigte; auch General Cooley fiel durch einen wohlgezielten Kopfschuß.

Der Jubel, den dieser Sieg bei allen Niederdeutschen in Südafrika hervorrief, waren beispiellos. Hunderte von Buren aus dem Freistaate stürmten herbei, um den Stammesgenossen in Transvaal zu helfen.

Die Engländer sahen ein, daß sie eine Gefahr heraufbeschworen hatten, der sie nicht gewachsen waren. Allerdings traf General Wood mit den von Cooley schon längst erbetenen Verstärkungen ein, aber nur, um einen Waffenstillstand abzuschließen.

In der ganzen gesitteten Welt regte sich inzwischen die Teilnahme für das tapfere kleine Burenvolk, und auch in England begann eine Bewegung zu Gunsten der Freiheitskämpfer des Transvaal. Auch die Großmächte wurden aufmerksam auf die Bedeutung der englischen Umtriebe in Südafrika. Da lenkte Gladston rechtzeitig ein und sandte den berühmten Drahtbefehl: „Wir haben den Buren Unrecht gethan — macht Friede!“

Paul Krüger nahm den Frieden an und bewies mit diesem Entschlusse bereits jene außerordentlich große Maßhaltung, die ihn in so hervorragender Weise zur Führung der Geschicke des Transvaal-Staates befähigt hat. Er ist um dieser Maßhaltung willen von dem heftigen Teile seiner Landsleute oft schwer angegriffen worden. Im vorliegenden Falle waren diese Vorwürfe jedenfalls ungerechtfertigt. Denn abgesehen davon, daß noch immer 12 000 Mann englischer Truppen unter Sir Avelyn Wood in Natal standen, waren die Buren insofern in größter Gefahr, als ihnen die Büchsenladung nahezu ausgegangen war und der Nahrungsvorrat auszugehen drohte. Wenn man bedenkt, wie schwer bei der zerstreuten Wohnart der Buren die Neubeschaffung von Nahrung und Ladung ist, so wird man Krüger seine Mäßigung danken. Jedenfalls haben die Buren aus der Erfahrung von 1881 die heilsame Lehre für alle Zukunft gezogen, daß sie in des Wortes buchstäblichstem Sinne ihr Pulver trocken halten müssen. Der Jubel der Transvaaler über die wiedererlangte Freiheit war berechtigt und hallte laut bis nach Europa herüber. S. F. Dutoit gab dem Empfinden seiner tapferen Landsleute Ausdruck in einem Liede, das zum Volks-Jubelliede des Transvaalers geworden ist:

„Waai hoog nou in ùns heldre Lüg,
Transvaalse Vreyheidsvlag!
Uns Veyande is weggevlüg,
Nou blink een blejer Dag.
Waai hoog nou o'er ùns dierbaar Land;
Waai Vierkleur van Transvaal!
En wee di Gotvergeten Hand,
Wat jou ooit neer wil haal!“

Man lernt den schlichten Sinn und die weltfremde Herzenseinfalt dieses tapferen Volkes nicht besser kennen, als aus dem Schatze der Lieder, die jene große Zeit ihm geschenkt hat:

„Dit het ùns Heldebluud gekos,
Maar England nog veul meer;
So het de Heer ùns weer verlos;
Uns geef Hem al di Eer."

Das ist derselbe Geist schlichter Heldengröße, der am Tage des Zusammenbruches der napoleonischen Macht Kaiser Wilhelm die Feder führte zu seinem schlichten Bekenntnisse: „Welch' eine Wendung durch Gottes Fügung!"

Ohm Paul.

Johannes Stephanus Paulus Krüger, den die Transvaaler nunmehr zu ihrem Präsidenten wählten, ist 1825 bei Coolesberg im nordöstlichen Kaplande geboren. Sein Geschlecht stammte aus der Nähe von Stendal in der Altmark. Er nahm teil an den bereits erwähnten Kämpfen des Lagers am Vechtkop, wo 26 Treck-Buren sich gegen 6000 anstürmende Matabele hielten; und er sah zwei Jahre später in Natal Pieter Retief durch Dingaan's Verrat fallen. Als vierzehnjähriger Knabe beteiligte er sich an einem Zuge, den Potgieter und Pretorius über den Vaal unternahmen. Schon als achtzehnjähriger Jüngling wurde er zum Veld-Kornet ernannt, 1852 wurde er Kommandant für Pretoria, 1862 General-Kommandant und Mitglied des Ausführenden Rates. Er war zwei Mal verheiratet mit Gattinen, die von hugenottischen Flüchtlingen abstammten, in erster Ehe mit Jakoba Dupleſſis, in zweiter mit deren Base Gezma Dupleſſis. Verwandte dieser Familie leben, wie bekannt, in Deutschland, wohin ihre Vorfahren gleichfalls als hugenottische Flüchtlinge gekommen waren. Von den sechszehn Kindern, die seine beiden Gattinen Krüger geschenkt hatten, sind zehn noch am Leben. „Ohm Paul", wie die Transvaaler in derb vertraulicher Art den Mann nennen, der seit jener Zeit ununterbrochen die Geschicke ihres Staates leitet, ist ein kräftiger, untersetzter Mann. Sein von wallendem schwarz-grauem Barte umrahmtes Gesicht hat mit dem festen und trotzigen Munde den Ausdruck gutmütiger Bärbeißigkeit. Unter seinen weißen buschigen Brauen blitzen ein paar scharfe graue Augen hervor. Der Haushalt seines schlichten Hauses in Pretoria ist sehr einfach. Auf äußeren Glanz der Vertretung legt er nicht den geringſten Wert. Wer ihn zu einem Kopje Kaffee besuchen will, muß sich morgens um fünf Uhr aus den Federn bemühen. Dieser bäurische Zug drückt sich auch in dem Karakter des Transvaal-Präsidenten aus, dessen Grundzug eine starrköpfige, steifnackige Rechthaberei bildet, freilich wesentlich gemildert durch abwägende Klugheit und beispiellose Ehrlichkeit gegen sich selbst.

Daß dieser geradegewachsene nackensteife Karakter den Engländern über die Maßen unbequem ist, versteht sich ganz von selbst. Sie nennen ihn habsüchtig, einen beschränkten Reaktionär, schelten ihn stock-bigott, geizig, herrisch u. s. w. Davon ist gerade soviel richtig,

daß Ohm Paul eine gesunde Selbstsucht für sein Volk entwickelt, daß er an den alten guten Sitten der Vorväter festhalten lassen will und wenig erbaut ist von den Freudenhäusern und sonstigen Errungenschaften der englischen Wirtschaft, die hergelaufene Abenteurer in sein Land geschleppt haben.

Mit besserem Rechte machen die gebildeten Buren ihm bei aller Wertschätzung seiner klugen Schaukelstaatskunst den Vorwurf, daß er nicht genug weitschauendes Verständnis für die Bedeutung der völkischen Strömung besitze, die im Afrikaanderbond und im Suid-Afrikaanse Taalbond zum Ausdrucke kommt — Bewegungen, mit denen wir am Schlusse dieser Darstellung uns zu beschäftigen haben werden. Die Versumpfung, die in dieser völkischen Strömung in den achtziger Jahren eintrat, bewirkte, daß Hofmeyr und die sonstigen Führer des Afrikaanderbondes sich enttäuscht und ermüdet von Krüger abwandten und zunächst mindestens ihr Heil bei Cecil Rhodes suchten, in dem wir Krüger's staatsmäßigen Gegenpol zu erkennen haben und der von da ab mehr wie irgend ein Anderer bestimmend auf die Entwicklung des Engländertums in Afrika eingewirkt hat.

Cecil Rhodes.

Cecil Rhodes ist der Sohn eines englischen Predigers. Er kam mit 17 Jahren nach dem Kap und verdiente sich mühsam einiges Geld auf einer Farm und dann als Diamantengräber. Von Jugend an erkannte dieser politische Spieler in dem Golde nur die Mittel zur Macht, und so war er klug genug, mit dem Erworbenen nach England zurückzukehren, dort seine Bildung zu vollenden und sich einen Hochschul-Grad zu erwerben. Während dieser Zeit verlor er aber über seinem Latein das Getriebe der Londoner City nicht aus den Augen; und hier war es, wo er jenen großartigen Geschäftsstyl sich zu eigen machte, der ihn später gekennzeichnet hat und von dem er sofort bei seiner Rückkehr nach Afrika eine glänzende Probe ablegte. Es gelang ihm nämlich, die verschiedenen kleinen Diamanten-Gesellschaften von Kimberley zu der einen mächtigen De Beers-Gesellschaft zusammenzuschweißen. Die Anweisung, die im Jahre 1881 von dieser neu begründeten Gesellschaft zur Abfindung der bisherigen kleinen „Quetschen" ausgestellt wurde, belief sich auf 94 Millionen Mark. Der damals achtundzwanzigjährige Rhodes war von Stunde an der Held des Tages. Ihm war es zu danken, daß der schleichende Krach in Kimberley mit einem Zuge beendet war, und so konnte es nicht Wunder nehmen, daß auch Hofmeyr mit diesem nun aufgehenden Sterne rechnete. Rhodes wurde in die Volksvertretung gewählt und schwang sich später zum ersten Minister des Kaplandes auf. In dieser Eigenschaft hat er außerordentlich zur Beschwichtigung der Buren beigetragen in dem Gedanken der Vereinigung aller afrikanischen Staaten. Mit außerordentlichem Schicke hat er dabei zwischen dem Mißtrauen der Buren und dem Mißtrauen der Londoner Regierung zu kreuzen verstanden. Den Buren stellte er als das Ziel seines staatsmäßigen Ehrgeizes stets eine Staatsbildung hin, die nach dem Muster von Nordamerika weder britisch noch holländisch sein solle.

Wohlweislich verschwieg er ihnen aber, daß mit der englischen Staatssprache dies große Gemeinwesen wohl oder übel doch einen englischen Charakter würde annehmen müssen. Seinen guten Freunden von der Imperial Federation League gegenüber ließ er durchblicken, daß, wenn nur erst einmal sein Ziel „Afrika englisch vom Tafelberge bis zum Nil" erreicht sei, Alles andere schon von selbst sich finden würde. Und in der That würde dem englisch redenden und nach englischem Recht regierten Afrika schließlich gar nichts anderes übrig bleiben, als der Anschluß an das große britische Weltreich, mindestens in wirtschaftlicher Beziehung.

Der Gegensatz zwischen Rhodes und Krüger ist — wie aus der ganzen Geschichte Afrika's hervorgeht — nur eine Verschärfung des von jeher bestehenden Gegensatzes zwischen Engländern und Nieder-Deutschen. Aber der Kampf wurde seit der Befreiung von Transvaal mit wesentlich anderen Mitteln geführt, wie bis dahin.

Leicht war es, wie wir gesehen haben, den Engländern geworden, Kimberley dem Oranje-Freistaate zu rauben. Nichts war daher begreiflicher, als daß die Engländer in ähnlicher Weise zu verfahren gedachten, als in Transvaal die ungeheueren Goldfunde gemacht wurden, die den Witwatersrand zum Mittelpunkte eines Börsenkrieges machten, wie die Lombard-Straße von London ihn kaum je zuvor erlebt hatte. Man bedenke, um dies zu würdigen, daß die gesamte dortige Goldausbeute bisher mehr als 9 Millionen Unzen im Gesamtwerte von etwa 650 Millionen Mark betragen hat, während z. B. der Gesamtertrag der kalifornischen Gruben seit 1848 nur 10 Milliarden Mark geliefert hat.

Die Entdeckung dieser ungeheuren Reichtümer brachte in das friedliche Transvaal einen tollen Strudel der Spekulierwut, und vor den Augen der Buren breiteten sich alle Giftserscheinungen der Ueberfeinerung aus. „Auri sacra fames!" sagte Horaz. In Johannesburg entstanden Freudenhäuser und Spielhöllen, Schnapsschenken und Totalisator. Die widerliche Erscheinung der Heils-Armee empörte auf das Tiefste die schlichte Frömmigkeit der Buren. Diebstahl, Raub und Mord, die früher unerhört in Transvaal waren, wurden zur Tagesordnung. Das sonst so kernfeste Buren-Volk hat sich der zersetzenden Wirkung dieser alten verdorbenen Welt nicht entziehen können. Allein der englische Einfluß hat doch ein Gutes für sie gehabt: er ist das Feuer gewesen, das die sonst in Zwistigkeiten und Zwergstaaterei zerfallenden Buren zusammengeschweißt hat durch den Zwang des äußeren Druckes. Auch hat die Uebermacht der Ereignisse die Buren aus dem vertierten Dahinleben, das sie zum Teil führten, herausgerissen und durch die Wirren des völkischen Streites darauf hingewiesen, daß sie den Anschluß an ein großes stammverwandtes Volk suchen müssen. Auch auf die Entwickelung des Landesverkehrs haben die Goldfunde wesentlichen Einfluß gehabt. Vier große Eisenbahnen sind im Lande entstanden, und der jährliche Handelsumsatz des Transvaal hat sich binnen eines Jahrzehntes um 200 Millionen Mark

gehoben. Ob jede dieser neuen Millionen dem Buren-Volke auch in geistiger Beziehung einen Zuwachs und eine Erhöhung seines Glückes gebracht hat, mag dahin gestellt bleiben. Das Goldgebiet des Witwatersrand ist mit wenigen Ausnahmen in den Händen großer Aktien-Gesellschaften, deren etwa hundert an der Arbeit sind. Sie dürften im ganzen 140 000 Menschen beschäftigen, davon 60 000 Schwarze. Johannesburg, das sich auf den Randfeldern mit einer Schnelligkeit erhoben hat, die selbst bei amerikanischen Grubenstädten nicht gekannt war, zählt jetzt etwa 102 000 Einwohner, darunter 51 000 Weiße. Die Buren-Regierung hatte anfangs der fünfziger Jahre alles Graben nach Gold verboten und überhaupt die Goldfunde zu verheimlichen gesucht, da sie wohl wußte, welchen Wirrwarr das Goldfieber ins Land bringen müsse. Als indessen der Andrang der Abenteurer sich nicht mehr hintenanhalten ließ, suchten die Buren einerseits die neue Erwerbsquelle auszuschöpfen, andererseits hofften sie durch Staats-Vorrechte für die Herstellung von Pulver, Dynamit, Schnaps und andere Begleiterscheinungen der Goldgräberei Herren der Lage zu bleiben. Diese Vorrechte wurden fast alle an Deutsche vergeben. Außerdem suchte Krüger gegen die anwachsende Macht des Engländertums Anschluß bei dem benachbarten Oranje-Freistaate zu gewinnen. Diese Verhandlungen konnten indes jahrelang zu keinem Ergebnisse führen und sind erst im Februar 1898 zum Abschlusse gelangt.

Neue englische Ränke.

Die ungeheure Eifersucht, die auf englischer Seite gegen diese Schutzmaßregeln der Buren wach gerufen wurde, drohte bereits im März 1890 zum Ausbruche zu kommen. Damals fand eine Zusammenkunft zwischen Paul Krüger und Sir Henry Loch statt, in der die Eisenbahnfrage mit Erfolg erörtert wurde, die aber zu einer öffentlichen Beleidigung des Präsidenten und zur Beschimpfung der Landesflagge in Johannesburg Anlaß gab. Kurz darauf zogen die Engländer in Natal Truppen zusammen, um in Swasieland die britischen Rechte zu schützen. Zwar kam es dank Hofmeyr's Vermittelung dazu, daß das strittige Land gemeinschaftlich von den Buren und Engländern besetzt wurde. Aber für Krüger war die Anwesenheit der englischen Truppen doch ein hinreichender Fingerzeig für alle Zukunft. Insbesondere sträubte er sich seitdem gegen den Bau einer Eisenbahn von Natal nach Johannesburg. Vielmehr trachtete er mit allen Kräften darnach, durch eine Eisenbahn den Anschluß an die Delagoa-Bucht zu erreichen. Bereits an früherer Stelle haben wir gesehen, daß Präsident Bürgers mit diesem Plane kläglich gescheitert war. Krüger gelang es allerdings, den Bau der Bahn zu stande zu bringen; aber diese ist ein Schmerzenskind der Transvaaler geblieben. Wie bemerkt, erhielt eine Bahngesellschaft die Genehmigung unter der Bedingung, die Bahn in drei Jahren fertig zu stellen. Da dies nicht geschah, wurde die Bahn beschlagnahmt und mit deutschem Gelde und deutschen Schienen weiter gebaut. Im Januar 1895 wurde die ganze, 560 Kilometer lange

Strecke von Lourenzo Marquez nach Pretoria eröffnet. England forderte aber die Entschädigung der alten Aktionäre, und die Angelegenheit ist einem Schiedsgericht in Bern unterbreitet, das zunächst Sachverständige an Ort und Stelle gesandt hat und demnächst seinen Bericht veröffentlichen wird. Es steht sehr zu befürchten, daß Großbritannien durch seine Flotte die Delagoabucht als Faustpfand in Beschlag nehmen wird. Hoffentlich wird die deutsche Regierung hier auf ihrem Posten sein und eine solche Vergewaltigung des Transvaal niemals zugeben!

England als „vorherrschende Macht" in Südafrika.

Die imperialistische Partei am Kap, die an starken politischen Strömungen in London einen Halt fand, sah in der Eröffnung der Delagoa-Bahn eine unerhörte Herausforderung. Die Republik hatte bei jener Eröffnung ein Fest gegeben, bei dem die Deutschen eine bemerkenswerte Rolle gespielt hatten. Die Offiziere des in der Bucht ankernden Kriegsschiffes, sowie der Konsul in Lourenzo-Marquez, Graf Markus Pfeil, hatten an dem Feste teilgenommen; die Vertreter der deutschen Häuser von Johannisburg waren erschienen; Kaiser Wilhelm hatte durch einen herzlichen Kabelgruß den alten Krüger geehrt, und dieser hatte an dem deutschen Kommerse teilgenommen.

In alle dem sehen die Engländer eine Verhöhnung der Oberhoheit, die sie über Transvaal zu haben glauben und eine Auflehnung gegen die Stellung Großbritanniens als „vorherrschende Macht" von Südafrika. Selbst auf dem Papier ist dieser Anspruch des „paramount power" sehr windig. Als 1884 der Londoner Vertrag von 1881 abgeändert wurde, behielt sich England bei der Anerkennung der „Südafrikanischen Republik" zwar im Absatz 4 das Recht vor, daß die Verträge der „S. A. Republik" mit auswärtigen Staaten der Zustimmung Englands bedürfen sollten. Aber durch die Bezeichnung „Südafrikanische Republik", die dem Transvaalstaate zugestanden wurde, ist zweifellos die Vereinigung mit dem Oranjefreistaate von vornherein gebilligt, daß in dem niederdeutschen Südafrika diese verbündeten Burenstaaten und nicht etwa England die „vorherrschende Macht" bilden, ist sonnenklar. Der Verlauf des Putsches von 1895 hat dies nur zu deutlich erwiesen. Wie gesagt, hatten die Teilnahm-Kundgebungen in Laurenzo Marquez genügt, um die britische Ueberhebung auf's Höchste zu entflammen. Fortab rüsteten die Engländer ihre Mannschaften im Randgebiete aus, versorgten sie mit Gewehren und Pulver und drillten sie ohne Scheu ganz öffentlich im Schießen und in Gefechtsübungen. Die Langmut der Buren-Regierung trug noch dazu bei, daß den Engländern, die ohnehin durch Niederwerfung der Matabele übermütig geworden waren, der Kamm schwoll. So gedachten die Drahtzieher der Chartered-Company, des geheimen Einverständnisses der Londoner Regierung sicher, durch einen Putsch Transvaal zu überrumpeln.

Der Heldenritt!

Am 29. Dezember 1895 überschritt Dr. Jameson mit bewaffneter Macht die Grenze, in der Hoffnung, daß die Johannisburger, etwa 40 000 Mann stark, bewaffnet zu ihm stoßen würden. Die Buren

waren indessen auf der Hut gewesen. Im Handumdrehen jagten 3000 Buren auf flinken Pferden herbei und stellten sich Jameson gegenüber. Wie es scheint, waren auch die Johannesburger inzwischen mit den wahren Zwecken Jamesons und seiner Hintermänner unzufrieden geworden. Sie hatten wohl gewünscht, die Herrschaft der Buren zu erschüttern, nicht aber dafür die englische auf ihre Schultern zu nehmen. Es spielt bei einer derartigen Gruben-Bevölkerung ein kurzsichtiges Hinterwäldlertum die wichtigste Rolle. Der von Downing-Street kommende Befehl, die britische Flagge zu hissen, war deshalb ganz gegen das behagliche Selbstbewußtsein dieser Kirchturmpolitiker von Johannisburg. Sie wiegelten ab und ließen Jameson im Stiche. Bei Krügersdorp wurde dieser von den Buren gestellt und nach Verlust von 130 Mann seiner Truppe gefangen genommen. Am 1. Januar 1896 auf die Nachricht von diesem Siege der Buren sandte der deutsche Kaiser einen Drahtgruß an den Präsidenten Krüger, indem er ihm dazu Glück wünschte, daß es ihm und seinem Volke durch eigene Thatkraft „ohne an die Hilfe befreundeter Mächte zu appellieren" gelungen sei, seine Feinde niederzuwerfen und die Unabhängigkeit seines Landes zu sichern. Der Alldeutsche Verband und die Abteilung Berlin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft schickten gleichfalls Drahtgrüße an Krüger. Auch in Frankreich trat die öffentliche Meinung auf Seite der Buren. Rußland ließ sich die gute Gelegenheit, England einen Nasenstüber zu versetzen, nicht entgehen, und in den Niederlanden brach ein Jubel los, dessen Leidenschaftlichkeit von der völkischen Bedeutung der Transvaal-Frage für das gesamte Niederdeutschtum beredtes Zeugnis ablegte. Der Schritt des deutschen Kaisers weckte den Jubel aller Deutschen auf dem Erdenrunde und trug freilich auch dazu bei, unter den Angelsachsen den Haß gegen alles Deutschtum mächtig zu entflammen. Wie mit einem Scheinwerfer war durch dies Ereignis aller Welt die ungeheure Bedeutung des Kampfes klar geworden, der zwischen Angelsachsen und Niederdeutschen in Afrika sich abspielte.

Aufdeckung der englischen Machenschaften.

Ohm Paul hatte die tiefe Erregung, die das Burentum von ganz Südafrika ergriffen, gut zu benutzen verstanden. In dem Schachspiel mit dem Londoner Kabinett, das aus Anlaß des Jameson'schen Rittes entstanden, wurde der Minister Chamberlain Zug um Zug matt gesetzt. Durch die Veröffentlichung der geheimen Drahtnachrichten, die nebst den Schlüsseln in die Hände der Buren gefallen waren, wies Krüger aller Welt nach, daß die eigentlichen Anstifter des Raubzuges in Kapstadt und London säßen, daß ihre Beziehungen bis zum Erben der Krone reichten, und daß Rhodes als Mitwisser und Mitschuldiger betrachtet werden müsse. Rhodes, der trotz aller seiner Fehler durch die Unbeugsamkeit seines Willens und die Leidenschaftlichkeit der Hingabe an den großen Gedanken seines Lebens unzweifelhaft unsere Bewunderung herausfordert, verstand indessen auch seinerseits, dem Krüger'schen Schachspiele zu begegnen. Das Kap-Parlament hatte ihn der Würde des Premier-Ministers entkleidet, und

die Chartered-Company hatte unter dem Drucke der öffentlichen Meinung ihn seines Amtes als erster Leiter enthoben. Aber während man noch darüber schwankte, ob er seiner Eigenschaft als Mitglied des Kronrates verlustig gehen und vor ein Parlamentsgericht gestellt werden sollte, hatte er bereits den Beschluß zu neuen großen Thaten gefaßt, welche die Antwort auf das Gebahren seiner Feinde bildeten.

Matabeleland.

Sofort nach dem Scheitern des Jameson'schen Putsches war er nach London geeilt, um mit den Führern der imperialistischen Bewegung Rates zu pflegen. Im April schiffte er sich wieder nach Afrika ein und rückte gegen die Matabele vor, die auf die Nachricht von Jameson's Niederlage hin sich empört hatten. Ohne irgend welchen amtlichen Auftrag hat er diesen Aufstand gedämpft, indem er mit einer allerdings ruchlosen Grausamkeit die Matabele vor die englischen Mehrladebüchsen brachte. Bezeichnend für das beispiellose Ansehen, dessen dieser eigenartige Mann sich trotzdem auch bei den Eingeborenen erfreut, ist der geradezu dramatische Vorgang, mit dem dieser Matabelekrieg in den Molopobergen seinen Abschluß fand. Die Widerstand leistenden Indunas hatten sich um den Sohn Lobengulas geschart, wurden aber in ihrer Siegeszuversicht wankend, als ihr größter Zauberer in seinem eigenen Kraal von dem amerikanischen Kundschafter Burnham getötet worden war. Die Häuptlinge eröffneten infolgedessen Unterhandlungen, erklärten aber blos zu Rhodes Vertrauen zu hegen, und dieser begab sich darauf allein und unbewaffnet in das feindliche Lager und brachte den Frieden zu stande, der das Werk des Matabelekrieges von 1893 krönte. Nach Verschmelzung der Chartered-Company mit der britischen Seengesellschaft war schon damals ganz Maschona- und Matabele-Land von den Engländern erobert; und während einerseits unter Johnston's Verwaltung das Nyassa-Land einen großen wirtschaftlichen Aufschwung nahm, besonders durch die Entwickelung der Pflanzungen von Blantyre, rückten andererseits die englischen Unternehmungen gegen Matabele- und Maschona-Land vor, um die reichen dortigen Goldschätze zu heben. Im Sommer 1894 wurde außerdem auch das Pondoland vom Kaplande übernommen, so daß ganz Süd-Afrika mit Ausnahme der beiden Burenstaaten und des deutschen Tochterlandes im Westen englisch geworden ist.

Rhodes an der Arbeit.

Rhodes hielt nunmehr auch die Zeit für gekommen, um gegen die portugiesischen Besitzungen einen Handstreich zu führen. Seine Agenten reizten im Oktober 1894 die Zulu des Gasalandes auf. Diese rückten unter Gunguhama gegen Lourenzo Marquez vor und belagerten die Stadt, so daß die dortigen Portugiesen in höchster Gefahr schwebten. Zu gleicher Zeit erschienen vier englische Kriegsschiffe, um die armen Portugiesen vor den bösen Matafulu und Maputa zu schützen. Die gute Absicht dieser freundschaftlichen Bemühungen lag auf der Hand; die deutsche Regierung schickte indessen zwei Kriegsschiffe nach Delagoa und machte damit einen Strich durch

den englischen Plan. Cecil Rhodes hat sich durch all' dies nicht beirren lassen in seinem fest verankerten Willen. Die deutsche Regierung hatte ihm einige Jahre vorher bereits einen andern Strich durch seine Rechnung gemacht, indem sie Verwahrung gegen den Vertrag einlegte, den die britische Regierung mit dem Kongo-Staate abgeschlossen hatte. In diesem Vertrage, der 1894 veröffentlicht wurde, hatte der Kongostaat sich verpflichtet, den Engländern einen Streifen von 45 Kilometer Breite zwischen dem Tanganyka und Nyassa entlang der Grenze von Deutsch-Ost-Afrika in Pacht zu geben. Damit war die so lange ersehnte Verbindung zwischen den nördlichen und südlichen Besitzungen des englischen Afrika's erreicht, und nichts außer etwa dem damals noch unbesiegten Mahdi hätte die große Strecke vom Tafelberge nach Alexandria mehr gestört, auf der Cecil Rhodes zunächst seinen Draht zu legen, sodann aber eine Eisenbahn-Verbindung zwischen den beiden großen Wasserstraßen des Nil und des Schire zu bauen beabsichtigte. Der Fehler in diesem großen Plane war lediglich d e r, daß Rhodes die deutsche Macht unterschätzt hatte. Gewöhnt, die deutschen Staatsmänner wie unerfahrene Thoren zu behandeln, hatte er seine Rechnung nicht mit der völkischen Willenskraft gemacht, die sich hier mit geschlossener Wucht erhob. Die deutsche Regierung folgte dem Drucke der öffentlichen Meinung, indem sie Verwahrung einlegte gegen die einseitige Festlegung der Grenzen seitens des Kongo-Staates. Frankreich schloß sich dieser Verwahrung an, und so ging der Vertrag zurück. Immerhin gelang es Rhodes, mit der portugiesischen Regierung ein Abkommen zu treffen und in der nächstfolgenden Zeit seine Drähte bis in die Nähe des Nyassa zu legen. Wie bekannt, hat der unerschütterliche Mann im Februar 1898 die Aeußerung getan, daß, ehe man in Europa wisse, woran man sei, er von Norden her mit seinen Drähten in Uganda sein werde. Wenn man bedenkt, wie schnell er das Geld zu dem Bau der Bahn von Mafeking nach Buluwayo beschafft hatte und wie schnell dieser Bau beendet wurde, gegen den die ins Stocken geratene deutsch-ostafrikanische Strecke sich geradezu kläglich ausnimmt, so wird man diese Behauptung von Rhodes sicherlich nicht als leeres Geschwätz in den Wind schlagen wollen. Er ist ein Mann, der hält, was er verspricht. Und er hat die Hoffnung auf die fehlende letzte Verbindung zwischen Uganda und dem Nyassa sicher noch nicht aufgegeben.

Die deutsche Regierung mag diesbezüglich im Kondelande und in Uhehe auf ihrer Hut sein und englischen Bekehrungsversuchen scharf auf die Finger passen!

„Für mich", sagte Rhodes am 6. Januar 1894 in Kapstadt, „ist es eine einfache, tägliche unablässige Aufgabe, alles was wir in diesem älteren Teile von Süd-Afrika erreicht haben, auf die neuen Staaten anzuwenden, die wir oder — wenn Sie mir eine persönliche Sprache gestatten wollen — die ich bekommen habe. Ich warte der Zukunft, denn niemand wird mir den Gedanken nehmen können, daß der Tag anbrechen muß, wo südlich vom Sambesi nur ein Staats-

gebäude vorhanden sein wird, das vereinigte Süd-Afrika." Auch Deutsch-Südwestafrika liegt „südlich vom Sambesi". Und demnach ist es ein selbstverständlicher Hauptpunkt in Rhodes Programm, jegliche politische Herrschaft des Hochdeutschen dort zu beseitigen, um das „eine Staatsgebäude" zu errichten. Das versuchte er zuerst mit Gewalt, indem er dem alten Maharero und dem Hendrik Witbooi Waffen liefern und sie zum Aufstande anstacheln ließ. Jetzt wendet er das andere Mittel an, daß er unser Gebiet, dies westlichste Glied des südafrikanischen Staatensystems, vom übrigen Südafrika verkehrspolitisch absperrt und so verkümmern läßt. Offentlich hat er im kapischen Landtage erklärt, er werde nie dulden, daß wir eine Bahn von der deutschen Küste ins niederdeutsche Innere Afrikas bauen. Einzig deshalb ließ sich die South-West-Afrikan-Company das Eisenbahn-Vorrecht verleihen! Und die wunderkluge deutsche Reichsregierung in ihrer rührenden Harmlosigkeit gab es, gab es mit beiden Händen und warf das halbe Land noch hinterher. So liegt jetzt dies Tochterland da, als ein ungehobener Schatz, als ein nächstes und bequemstes, aber verschlossenes Thor zum südafrikanischen Hause. Hätte Rhodes dies Gebiet in Verwaltung, so hätten wir sicher schon eine Bahn: Südwest-Küste-Betschuanaland-Transvaal, und eine andere von derselben Küste zum oberen Sambesi, das portugiesische Hinterland wirtschaftspolitisch beherrschend und dem südwestafrikanischen Tochterlande den Zugang zum weit verzweigten Kongo-Stromsystem öffnend. —

Hätten die Deutschen nur eine einzige Bahn mit Anschluß an das gewaltige südafrikanische Eisenbahn-Netz, so wären sie heute schon, kraft der Hinneigung des verwandten Niederdeutschtums zu ihnen, Meister von Südafrika. Aber bis jetzt treiben sie die beschränkteste südwestafrikanische Winkelpolitik, sie kennen ihr Gebiet noch gar nicht von seiner wertvollsten Seite: als Teil von Südafrika, und zwar als wirtschaftspolitisches Einfallsthor in Südafrika.

So verfolgt jener weitblickende wahrhafte Kolonisator ungestört von unseren weder weitblickenden noch großdenkenden südwestafrikanischen „Kolonialpolitikern," für welche hinter den Grenzpfählen des Schutzgebietes die südafrikanische Welt aufhört, mit Glück seinen Riesenplan vom „Vereinigten Afrika". Die Zukunft dieses Gebietes denkt er sich — wie bereits erwähnt — als einen südafrikanischen Staaten-Bund nach dem Beispiele der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, jedoch mit größter Unabhängigkeit für die einzelnen Freistaaten.

Der Zug nach „dem Norden".

Leider ist ihm dabei wieder eine große Anzahl von Buren dienstwillig gefolgt. Mit dem Worte „der Norden" verbindet sich für diese treuherzigen Gesellen ein Zauber von Freiheit und Unabhängigkeit, ähnlich dem, wie ihn in der Mitte dieses Jahrhunderts der „wilde Westen" auf die niederdeutsche Bauernschaft in Nordamerika und der deutschen Heimat ausübte. So sind Hunderte von Vortreckern

Rhodes Lockungen gefolgt, um die Vorkämpfer des Engländertums in jenen Gegenden abzugeben, auf deren geheimnisvolle Geschichte und deren Goldreichtum unser Landsmann Karl Mauch zuerst die Aufmerksamkeit Europas gelenkt hatte und in denen die deutsche Wissenschaft mit tiefer Gründlichkeit das alte Ophir Salomos festgelegt hat. Völkerdünger und kein Ende!

Oder sollte es in Gottes Ratschlusse anders bestimmt, sollten auch diese Gebiete letzten Endes noch für die Ausbreitung der niederdeutschen Art vorbehalten sein?

Es ist immer und überall dieselbe Frage, deren Beantwortung sich aus diesen Blättern der Geschichte aufdrängt: wird dies in planloser Weise seine Urkraft verzettelnde und vergeudende Volk durch das Gestrüpp beschränkter Stammeszänkereien hindurchfinden zu dem großen völkischen, niederdeutschen, alldeutschen Gedanken, der aus Jahrtausende langer Verschüttung nun wie ein tröstendes Morgenrot sich erhebt und der allein ihm seine geschichtliche Stellung sichert?

Einstweilen säet es noch wie ein jugendlicher Tollkopf, der austoben muß, „seinen wilden Hafer". Aber wenn viele Körner dieser Saat in englisches Unkraut und steinige Wildnis fallen, so mag ja auch manches Korn einen guten Acker finden.

Nach den neuesten, der „Südafr. Ztg." übermittelten, Nachrichten aus Rhodesien wandern die niederdeutschen Ansiedler scharenweise wieder aus diesem Lande aus, hauptsächlich wegen ungünstigen Klimas. Das würde, durch Entziehung der in ganz Südafrika unentbehrlichen burischen *ersten Bevölkerungsgrundlage*, den Zusammenbruch dieses jungen Staatsgebildes und auf jeden Fall einen Nutzen für das Deutschtum bedeuten: den „trekken" werden diese Buren unter allen Umständen; aber sie werden sich jetzt nach den gleich zu erwähnenden Ländern wenden, in denen sie für die Erhaltung des Niederdeutschtums in Afrika notwendiger und nützlicher sind als in einer Rhodesschen Gründung.

Humpata. Als ein guter Acker für die Saat niederdeutschen Volkstumes darf Lüderitzland und das zur Zeit nördlichste Vorwerk des Burentums bezeichnet werden: Humpata. Der Treck dorthin fand 1880 statt. Einige vierzig Familien sind 1895 zurückgekehrt und bevölkern den deutsch-südwestafrikanischen Nordbezirk Otavi. Die übrigen bewohnen allen erlittenen Unbilden zum Trotze noch jetzt die Hochebene von Humpata im Schellagebirge, wo sie 1881 eine Stadt gründeten. Im Jahre 1883 ließ sich bei ihnen auch eine Anzahl von Portugiesen aus Madeira nieder. Doch fanden diese nicht das erwünschte Vorwärtskommen. Die Humpataburen erkennen dem Namen nach die Oberhoheit der Portugiesen an. In Wirklichkeit sind sie gänzlich unabhängig. Sie leben in einem selbstverwalteten Staatswesen nach eigenen Gesetzen unter einem eigenen Präsidenten. Humpata besitzt eine Kirche, an der ein niederdeutscher Prediger aus Kapstadt wirkt, Schulen und eine Drahtverbindung mit Mossamedes. Die Buren leben von Viehzucht und dem sehr einträglichen Goldwaschen. Ihr Herr-